Band 849 ● 2,00 DM

BASTEI

Neuer Roman

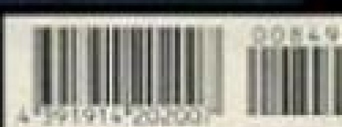
GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Schattengesicht







Schattengesicht

John Sinclair Nr. 849

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 11.10.1994

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Schattengesicht

Der alte Mann hatte mich verflucht!

Ich saß da, starrte auf meine Handfläche, wo sich das Gesicht wie ein lebendig gewordenes Gemälde abzeichnete, mit all seinen normalen und für mich dennoch schrecklichen Einzelheiten, die vorhanden waren, die ich aber nicht begriff.

Etwas flackerte durch meine Erinnerung. Ähnlich wie ein Film, der von der Hand gezogen und hin und wieder angehalten wird, als sollte jedes Bild für einen Moment betrachtet werden, bevor es wieder verschwand. Ich sah mich als einen Gefangenen in dem Fels, ich sah den alten Mann, die Zwerge, das Metronom, das so schrecklich laut tickte, und ich sah plötzlich die Hand des Alten mit den langen Fingern und der bleichen Haut.

Ich sah auch, was sie hielt. Es war ein alter Federhalter mit einer sehr langen Spitze, und genau diese Spitze war über meine Handfläche hinweggeglitten.

Oder hatte ich das nur geträumt?

Er hatte mich verflucht, er hatte mich mehrmals verflucht, und er hatte dabei wissend gelächelt.

Jetzt kannte ich den Grund!

Ich saß da und schwieg. Um mich herum tönte das Gemurmel der anderen Gäste, die sich in der Raststätte stärken wollten. Ich hoffte nicht, daß ich auffiel, denn ich wollte auf keinen Fall gestört werden.

Das Gesicht war vorhanden, und das Gesicht lebte.

Es bewegte sich, aber nicht, weil ich meine Haut in der Handfläche zusammengezogen oder gespannt hätte, nein, dieses Gesicht schaffte es, sich von allein zu bewegen. Ich hatte mich auf den Mund konzentriert, und genau dort sah ich wieder dieses verfluchte, widerliche Lächeln, das der Alte mir auch zum Abschied mit auf die Reise gegeben hatte. Ein Lächeln, das mich störte, irritierte, eben weil es so wissend und erhaben war, und mir klarmachte, wie tief ich in der Klemme saß. Ich war von einer anderen Kraft abhängig.

Das Gesicht hatte auch eine Farbe. Zumindest die Umrisse, denn innen schimmerte die normale Haut durch die Lücken. Der Herr der Legenden, wie Zacharias auch genannt wurde, hatte es geschafft, jede Falte in seinem Gesicht nachzuzeichnen, und so war auch auf meiner Handfläche die kleinste Runzel zu erkennen.

Selbst die Augen hatte er eingezeichnet, und darin bestand dann der einzige Unterschied.

Sie »lebten«, ich sah es genau. Es war ein kaltes, böses Glitzern, als wären in meiner Hand zwei kleine Glasscherben hineingedrückt worden.

Wollte er mir eine Botschaft zusenden? Wollte er mir klarmachen, wie gut er war, wie sicher, und daß ich gegen ihn nicht die Spur einer Chance hatte?

Daß mich sein Fluch voll und ganz getroffen hatte, der mich den Rest meines Lebens begleiten sollte.

Ich war ins Schwitzen geraten. Der Kaffee in der Tasse hatte sich abgekühlt. Zwei junge Frauen gingen an meinem Tisch vorbei und wunderten sich über meine Haltung. Sie sprachen mich nicht an.

Es war mir unmöglich, meinen Blick von diesem verdammten Gesicht abzuwenden. Aber ich wollte und mußte stark sein. Ich konnte es nicht hinnehmen, daß dieser alte Mann seinen Fluch noch länger aufrecht erhielt.

Wieviel Zeit vergangen war, wußte ich nicht. Irgendwann schaffte ich es wieder, klar und logisch zu denken, und von einem leisen Aufstöhnen begleitet hob ich den Kopf.

Ein tiefes Durchatmen. Dann ballte ich die Hand zur Faust. In diesem Augenblick verspürte ich das dringende Bedürfnis, das Gesicht einmal zu zerquetschen wie einen weichen Pudding und die Reste dann wegzuspülen.

Es war eine harte Faust, die ich gebildet hatte. Ich spürte die Fingernägel, wie sie in meinen Handballen drangen, als wären sie zahlreiche kleine Messer. Sie rissen dort kleine Lücken in die Haut, und als ich die Finger wieder streckte, da entschwand auch meine jäh aufgeflammte Hoffnung. Das Gesicht war *nicht* verschwunden. Ich hatte es durch den Druck der Faust nicht zerstören können.

Es grinste mich weiterhin an.

Dieses Lächeln machte mich noch verrückt. Ich hätte mir am liebsten die Hand abgehackt. Statt dessen schaute ich zu, wie aus drei kleinen Wunden Blutstropfen quollen und in dünnen Rinnsalen in meine Hand liefen.

Gab es wirklich keine Möglichkeit, dieses verdammte Gesicht von meiner Handfläche zu entfernen?

Nicht durch Reiben, nicht durch das Ballen zur Faust…

Ich kam nicht damit zurecht, schüttelte den Kopf, und dann dachte ich an eine Tinktur oder etwas Ähnliches, mit der Tätowierungen entfernt werden konnten.

Das war auch Unsinn.

Wenn es mir tatsächlich eintätowiert worden war, dann auf eine magische Art und Weise. Da half dann auch keine Tinktur oder Salbe, dieses Zeug zu entfernen.

Ich atmete. Zumindest das gelang mir. Ich hatte auch die Nervosität unterdrücken können und dachte so klar und logisch wie möglich daran, wie es weitergehen sollte.

»Ich habe dich verflucht!«

Die Stimme war da. Zwar nur als Flüstern, trotzdem deutlich. Und dieser eine Satz bannte mich auf der Stelle. Der Stuhl und ich bildeten plötzlich eine Einheit. Auch wenn ich es gewollt hätte, es wäre mir nicht möglich gewesen, mich von seiner Sitzfläche zu erheben, ohne daß ich den Stuhl selbst mitgezogen hätte.

Die Stimme des Alten, dieses verfluchten Kerls, der auch der Herr der Legenden genannt wurde und gefangen in einem Berg oder Felsen lebte. Einer, der die Materie beherrschte und diese dank seiner geistigen Kraft umbauen konnte, wie ich schon erlebt hatte, denn einmal in der Nacht war die Felswand für mich durchlässig geworden.

»Ich habe dich verflucht, Sinclair!«

Beinahe identisch waren seine beiden Sätze gewesen, und ich wollte ihm ins Gesicht schreien: »Verdammt, ich weiß es doch! Ich weiß es längst, zum Teufel noch mal!«

Ich sagte nichts. Ich blieb stumm und richtete die Blicke meiner

Augen auf den widerlichen Mund mit den strichdünnen Lippen, die so stark verzogen waren, daß sie einen auf dem Rücken liegenden Halbmond bildeten. Hinzu kam das Glitzern der kleinen Augen. Wenn ich dann noch an die Worte dachte, so mußte ich davon ausgehen, daß ich in der Klemme steckte und von einer anderen Kraft beherrscht wurde.

Zacharias sprach wieder. »Du wirst dich an mich gewöhnen müssen. John Sinclair. Sehr sogar. Du hast versagt, du hast meine Tochter nicht retten können. Sie brachte sich um, obgleich ich dich gebeten hatte, sie vor dem Tod zu bewahren. Jetzt wirst du als Versager die Folgen zu tragen haben. Was immer du tust, ich werde dich beobachten. Ich bin immer bei dir, denn du stehst ab jetzt unter meiner Kontrolle. Du kannst mir nicht mehr entwischen.«

Nicht allein dieses Gesicht machte mich fast wahnsinnig. Es war auch der Triumph in seiner Stimme. Aber ich schaffte es zum Glück, die Nerven zu bewahren und ganz ruhig zu bleiben.

»Ich glaube nicht, Zacharias, daß du es schaffen wirst«, flüsterte ich ihm zu.

»O doch.«

»Nein, denn ich halte dagegen.«

»Danke, John Sinclair. Ich danke dir, daß du so gedacht hast. Ich freue mich nämlich auf einen Kampf zwischen uns beiden. Alle anderen haben mir es immer leicht gemacht, aber du, das weiß ich jetzt, wirst kämpfen. Ich bin sicher, daß ich gewinnen werde. Ja, du kannst dich darauf verlassen.«

Ich wollte mich nicht auf einen Streit einlassen. Es brachte nichts, wenn ich mich zu stark aufregte.

Mein Blick glitt durch die Scheibe bis hinaus auf den Parkplatz, wo die Fahrzeuge abgestellt waren.

Ein blauer Himmel, nicht weit entfernt die M4, eine Motorway, der die Städte Bristol und London miteinander verband.

Es war also alles normal, eine Welt und ein Tag, der sich in nichts von dem Vortag unterschied.

Bis auf meine Hand.

Dabei hatte ich es gut gemeint. Ich war in die Gegend an der Grenze zwischen Wales und Cornwall gefahren, weil mich der Anruf dieses Zacharias erreicht hatte. Er hatte mich darum gebeten, seine Tochter Erica zu retten. Ich war zu spät gekommen. Erica hatte sich Sekunden zuvor vor meinen Augen vom Rand der Klippe in die Tiefe gestürzt und war in der Brandung zerschellt.

Das hatte ich damals zumindest geglaubt. Noch in derselben Nacht hatte ich sie wiedergesehen. Da war ich von einem Zwerg, der zu Zacharias' Helfern gehörte, in den Felsen hineingeführt worden, der sich wie ein Sesam-öffne-dich vor uns aufgetan hatte.

Ich hatte Zacharias, den Herrn der Legenden, erlebt. Ich hatte seine Tochter wie einst das schöne Schneewittchen in einem gläsernen Sarg liegen sehen, und ich hatte mir seine Vorwürfe anhören müssen und war letztendlich auch von ihm verflucht worden, bevor ich bewußtlos geworden und im Haus auf den Klippen erwacht war.

Ich hatte noch in der Zwischenzeit den Schäfer Calvin Crichton kennengelernt, einen Aussteiger, der einiges über die Umgebung wußte, allerdings zuwenig, um mir helfen zu können. Die Zwerge hatten es auf seine Herde abgesehen gehabt und drei Tiere getötet sowie seinen Hund verletzt. Ich wollte ihn nicht in größere Schwierigkeiten bringen und hatte mich entschlossen, das Gebiet zu verlassen allerdings mit dem Vorsatz, wieder zurückzukehren, und zwar nicht allein. Ich würde Suko um Unterstützung bitten.

Bis zu dieser Raststätte bei Swindon war ich gekommen. Und hier hatte mich das Schicksal ereilt.

Noch immer lag meine linke Hand rücklings auf dem Tisch. Das Gesicht grinste mich an, aber ich ließ mich nicht mehr provozieren, sondern dachte nach.

Wehrlos war ich nicht.

Dabei dachte ich nicht an meine Beretta, nein, es gab da noch mein Kreuz. Bisher, da war ich ehrlich genug, hatte es mir nicht sehr geholfen. Ich war auch nicht dazu gekommen, es konzentriert einzusetzen, das aber sollte sich jetzt ändern.

Wie würde es reagieren? Was würde geschehen? Vor allen Dingen - was passierte mit meiner Hand?

Ich war plötzlich nicht mehr so optimistisch wie bei dem ersten Gedanken an mein Kreuz. Auf einmal war alles anders geworden. Nicht daß ich vor meinem Kreuz Angst bekommen hätte, es war schließlich das Wertvollste, was ich überhaupt besaß, aber ich vertraute ihm in diesem Fall irgendwie nicht.

Wenn zwei Magien, die sich fremd gegenüberstanden, aufeinanderprallten, konnte das zu gefährlichen Energiestößen führen, die auch mich ins Chaos hineinziehen konnten.

Noch hing es verdeckt unter meiner Kleidung. Ich spürte seinen Druck auf der Brust auch nur, weil ich mich darauf konzentrierte. Es war an einer starken Kette befestigt, an der ich es hochzog.

Auch das Kreuz rutschte nach oben. Ich verfolgte seinen Weg bis hin zum Hals, dann lag es frei, und gleichzeitig hatte ich die linke Hand wieder zur Faust geschlossen, weil ich nicht wollte, daß mein Kreuz von dieser Kreatur gesehen wurde.

Ich streifte die Kette über den Kopf, wobei ich mir vorkam, als täte ich es zum erstenmal.

Es lag frei.

Auf meiner rechten Handfläche ließ ich es liegen. Konnte es größere

Gegensätze geben, als das Gesicht auf der linken und das Kreuz auf der rechten Handfläche?

Ich glaubte nicht, wenigstens nicht in meinem Fall. Ich überlegte, ob ich bei meinem Versuch auf die Toilette verschwinden sollte, wo ich relativ ungestört war. Das wiederum ließ ich bleiben. Nein, ich würde es jetzt und hier machen. Ich wollte nicht gehen und dadurch möglicherweise die Aufmerksamkeit der anderen auf mich richten.

Noch bildete die linke Hand eine Faust. Ich hörte mich selbst atmen. Die anderen Stimmen in meiner Umgebung gab es nicht mehr.

Ich war allein.

Sehr langsam öffnete ich meine Faust. Es entstand eine erste Lücke. Aus dieser Lücke heraus hörte ich die Flüsterstimme des verdammten Zacharias.

»Ich bin nie allein, Sinclair!«

»Halt dein Maul!« keuchte ich und streckte die Finger aus.

Ich starrte in das Gesicht.

Das Gesicht starrte mich an - und dann das Kreuz!

***

Es war mir nicht leichtgefallen, aber ich hatte meinen Blick nicht von den Augen des Gesicht gelassen und wartete auf die Reaktion.

Erschrecken - tiefe Angst? Ich wußte nicht, was es bedeutete, als ich das Blitzen in den Augen bemerkte.

Genau in diesem Augenblick fiel das Kreuz auf meine Handfläche. Ich hielt mit der anderen Hand die Kette fest und schloß, kaum daß ich die Berührung des Kreuzes spürte, die Hand zur Faust.

Jetzt kam es darauf an.

Ich saß da wie auf einem Pulverfaß, das jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte. Ob sich in meiner Faust etwas tat, sah ich nicht, aber mich hatte ein anderes Gefühl überkommen. Meine Hand schmierte von innen, das war, als hätte ich ein Stück Seife zerdrückt. Schmerzen empfand ich nicht.

Dafür spürte ich ein leichtes Kribbeln und hatte den Eindruck, als wäre meine gesamte Hand von einem dünnen Nebelschleier umweht.

Dieser Vorgang hielt auch nur für einen Moment an.

Ich hockte unbeweglich am Tisch und schaute auf meine Faust, aus der die dünne Kette hervorragte und sich auf den Tisch gelegt hatte. Ich war zu einem Menschen ohne Leben geworden, zu einer Statue, die nicht denken, reden oder handeln konnte. Ich traute mich auch nicht, die Faust zu öffnen, um nachzuschauen, ob der Fluch des Zacharias verschwunden war. Hätte ich ihn wirklich so einfach entfernen können? Ich glaubte nicht daran.

»Ist Ihnen nicht gut, Sir?«

Erschreckt drehte ich den Kopf. Eine Frau im hellblauen Kittel war

neben mir stehengeblieben und schaute mich an. Sie hielt sich mit einer Hand am Griff eines fahrbaren Wagens fest, auf dem sich Geschirr in großen Mengen stapelte.

»Danke, es geht schon.«

»Sie sehen so blaß aus.«

»Das geht vorbei.«

»Gut, Sir. Ich hatte es nur gut gemeint, wirklich.« Sie ging und schob ihren Wagen weiter.

Ich saugte tief die Luft ein und wartete, bis die Frau weit genug entfernt war. Ewig und drei Tage konnte ich hier auch nicht mit geschlossener Hand sitzenbleiben, ich mußte einfach sehen, was geschehen war, ob das Kreuz tatsächlich den Fluch des Alten vertrieben hatte.

Zuerst war es der innerliche Ruck, den ich mir gab. Er wurde begleitet von einer Hitzewelle. Und wieder erinnerte ich mich an das seifige Gefühl, das mich überkommen hatte, als die Faust geschlossen gewesen war. Als hätte sich die Haut aufgelöst.

Jetzt!

Als ich die Faust öffnete, schloß ich genau in diesem Moment die Augen. Dann lag die Hand offen vor mir, ich blickte hin - und…

Sollte ich lachen, jubeln, vor Freude schreien oder auf dem Tisch tanzen?

Ich tat nichts von alledem. Ich blieb sitzen und starrte auf eine Handfläche, die völlig normal war.

Kein Gesicht mehr, keine Haut, die sich zusammengezogen hatte, sie war glatt und mit den üblichen Falten und Linien versehen.

Eine normale Hand.

Meine Hand!

Scharf stieß ich die Luft aus. Auf meinem Rücken merkte ich das Kribbeln, und ich wußte nicht einmal, ob es warm oder kalt war. Ich hätte erleichtert sein können und müssen, seltsamerweise war ich es nicht. Behutsam zog ich das Kreuz von der Fläche und hängte es wieder so um, daß es unter der Kleidung verborgen blieb.

In der Tasse befand sich noch Kaffee. Der Rest bedeckte kaum fingerhoch den Boden. Ich schaute absichtslos in die Tasse und erschrak wieder, weil ich auf der Oberfläche die Umrisse eines Gesichts zu sehen geglaubt hatte.

Täuschung? Einbildung? Irrtum?

Bei mir lief im Moment alles durcheinander. Ich war nicht in der Lage, meine Gedanken zu ordnen.

Ich wollte es auch nicht, zudem war das Gesicht auf dem Kaffee wieder verschwunden. Ich hatte es mir wohl nur eingebildet.

Tief atmete ich durch. Auf meiner Haut lag ein Schauer. Alle Muskeln waren angespannt, und noch immer spürte ich den Schweiß wie einen

dünnen Film.

Langsam stand ich auf. Ich wollte einfach weg von diesem Ort, den ich plötzlich hassen gelernt hatte. Es war nichts für mich, ich brauchte frische Luft und eilte mit langen Schritten nach draußen, wo mein Rover stand.

Ihn benutzte ich als Stütze, um erst einmal Luft zu tanken. Sie war kühl und klar, trotz des Sonnenscheins. Tief durchatmen, wieder zu sich selbst kommen, und ich führte so etwas wie autogenes Training durch.

Es dauerte seine Zeit, bis ich die letzten Eindrücke überwunden hatte, mich in den Wagen setzte, anschnallte, aber noch nicht losfuhr. Der Zündschlüssel steckte, ich berührte ihn noch nicht, sondern schaute zuerst auf meine linke Handfläche.

Kein Muster mehr.

Im ersten Moment überkam mich die Erleichterung. Allerdings konnte ich mir auch vorstellen, daß eine Gestalt wie dieser Zacharias so schnell nicht aufgab. Er war der Herr der Legenden. Wer so genannt wurde, der hatte Macht, davon ging ich einfach aus. Der war nicht so leicht zu vertreiben.

Ich startete und hatte Mühe, mich in den nächsten Minuten auf das Fahren und auf den Verkehr zu konzentrieren.

In diesen Minuten wurde mir klar, daß ich eben kein Supermann war, sondern ein Mensch mit Schwächen und Fehlern…

***

Die Fahrt nach London hatte gut geklappt. Allerdings begab ich mich nicht ins Büro - schließlich war Wochenende -, sondern fuhr in meine Wohnung. Sie kam mir plötzlich so kalt und anders vor als sonst. Ich schaute mich um, ich ging durch die Räume wie jemand, der nach langer Zeit wieder zurückgefunden hatte, während sich meine Gedanken immer wieder um dieses verfluchte Gesicht drehten.

Es war noch nicht beendet. Es würde mich auch weiterhin begleiten. Ich wußte es, und dieses Wissen steckte tief in mir. Es war nur eine Frage der Zeit, wann das Gesicht wieder auftauchte und mich von neuem quälte.

Es war mittlerweile früher Abend geworden, aber noch nicht dunkel. Seltsamerweise fürchtete ich mich vor der Nacht. Wenn die Dunkelheit alles andere verdeckte, dann war sicherlich auch die Zeit des Gesichts gekommen, dann würde es sich bei mir melden und zu mir sprechen, wie ich das schon einmal erlebt hatte.

Ich war in die Küche gegangen, schenkte mir ein Glas Wasser ein und trank es leer. In Gedanken versunken begab ich mich in den Wohnraum und ließ mich im Sessel nieder, meinem Stammplatz.

Von ihm aus sah ich, daß sich der Himmel über den Dächern der

Häuser gerötet hatte. Es wies darauf hin, daß das schöne Wetter auch am nächsten Tag anhielt.

Was tun?

Ich war kein Mensch, der gern zurücksteckte. Ich wollte etwas unternehmen, nur wußte ich nicht, wie ich es beginnen sollte. Da war irgendwo ein Bruch in meiner Gedankenbrücke. Ich kam nur bis zu einer bestimmten Stelle, nicht weiter.

Man hatte mich verflucht!

Und diesen Fluch durfte ich nicht auf die leichte Schulter nehmen, das war mir schon klargemacht worden. Das erste Erscheinen des Gesichts war möglicherweise so etwas wie ein Vorspiel gewesen, der Hammer würde noch folgen.

Wieder stiegen die Bilder der letzten Nacht vor meinem geistigen Auge hoch. Ich wußte, daß ich nichts falsch gemacht hatte, und trotzdem war dieser Vorwurf an mich ergangen. Ich hatte Erica, die Tochter des Zacharias, nicht retten können und war deshalb verflucht worden. Eigentlich überhaupt kein Grund, so etwas zu tun, eine lächerliche Sache. Wie oft versagte man als Mensch - aber eben nicht bei diesem Zacharias, der so etwas nicht hinnehmen wollte. Schließlich hatte er mich nicht grundlos kommen lassen. Er hatte mich gerufen, und noch immer schüttelte ich darüber den Kopf.

Daß eine Sagengestalt es schaffte, mit einem normalen Menschen zu telefonieren.

Aber kannte ich seine Kräfte?

Natürlich wollte ich den Fall nicht allein durchstehen. Gleich nebenan wohnte mein Freund und Kollege Suko zusammen mit seiner Partnerin Shao. Beide mußten Bescheid wissen, und vielleicht fanden sie auch eine Lösung für meine Probleme.

Ich schaute in den Himmel. Die Abenddämmerung ließ sich nicht aufhalten.

Wolken waren nicht zu sehen. Oder doch?

Da war eine Wolke, sogar sehr groß. Sie schwamm allein unter dem Blaugrau des Himmels, und sie erinnerte mich an einen Ball, der von den verschiedenen Seiten eingedrückt worden war.

Nein, das war kein Ball, das war etwas anderes. Das war ein - ich wollte es kaum glauben - ein Gesicht.

Das Gesicht des Zacharias!

Das Schattengesicht!

Nicht mehr so klar gezeichnet, sondern aufgedunsen. Häßlich und bösartig sah es in dieser Wolkenformation aus, und es grinste durch das Fenster genau in meine Wohnung hinein, als wollte es bei mir ein finsteres Versprechen hinterlassen.

Ich schnellte in die Höhe. Mit wenigen Schritten hatte ich das Fenster erreicht und riß es auf.

Genau in dem Augenblick verschwand das Gesicht!

***

Vor dem geöffneten Fenster blieb ich stehen und ließ mich von der kalten Nachtluft umschmeicheln.

Ich hatte den Eindruck, als bestünde sie aus zahlreichen Fingern mit kleinen Spitzen, die über meine Haut fuhren.

Es klingt banal, aber ich atmete nur tief durch. Das Gesicht tauchte nicht mehr auf. Es bestand nur in meiner Erinnerung, die ich hervorholte. Es war also keine Illusion, ich hatte es so gesehen, wenn auch deformiert. Zugleich übergroß, als hätte man ihm Schläge von verschiedenen Seiten versetzt.

An einer Halluzination litt ich bestimmt nicht, denn das Gesicht auf meiner Hand war ebenfalls echt gewesen, wie auch die Schatten, die sich daraus gebildet hatten.

Wie lange ich am Fenster gestanden und in die anbrechende Dunkelheit hinausgestarrt hatte, konnte ich selbst nicht sagen. Irgendwann drehte ich mich wieder um, denn mir fiel ein, daß ich mit jemandem über mein Problem sprechen mußte.

Bisher hatte ich alles für mich behalten. Dieser Fall war allein nicht zu lösen. Ich steckte einfach zu tief darin, ich war zu unmittelbar betroffen, ich brauchte eben einen Partner.

Als ich das Fenster schloß, »tickerten« bereits die Zahlen von Sukos Telefonnummer durch meinen Kopf. Ich wählte sie, bekam aber keine Verbindung. Es läutete einige Male durch, doch es wurde nicht abgehoben. Da Shao sich ebenfalls nicht meldete, ging ich davon aus, daß beide nicht anwesend waren.

Was tun?

Es gab eigentlich nur eines, was ich unternehmen konnte. Um diesen verfluchten Fall zu lösen, mußte ich mehr über diesen Herrn der Legenden herausfinden. Der Schäfer Calvin Crichton war zwar ein netter Mensch, aber Details wußte er auch nicht.

Wer dann?

Ein Lächeln umspielte meine Lippen, als ich an eine ältere Frau dachte, die nur von Jahren her alt war, ansonsten aber zu den junggebliebenen Menschen zählte. Sie hieß Sarah Goldwyn, wurde Horror-Oma genannt und besaß in ihrem Haus, das sie zusammen mit der Detektivin Jane Collins bewohnte, ein großes Archiv, in dem Dinge gespeichert waren, die mir schon oft auf die Sprünge geholfen hatten. Viel Literatur über Okkultismus, Mystik, fremde Religionen und Sagen. Lady Sarah hatte alles gesammelt und dank Janes Hilfe und einer EDV-Anlage alles gut im Griff.

Sie konnte ich immer anrufen. Am frühen Morgen ebenso wie am späten Abend, aber so spät war der Abend noch nicht. Bevor ich

wählte, schaute ich auf meine linke Hand.
Da war nichts.
Kein Gesicht, keine Streifen, einfach gar nichts. Sie war völlig normal.
Das glaubt dir keiner, dachte ich und wählte trotzdem. Im Gegensatz zu Suko war Sarah Goldwyn anwesend. Schon nach dem dritten Läuten hörte ich ihre Stimme.
»John hier.«
Schweigen, dann, als wäre in der Nähe ein Tier, hörte ich das Knurren. Und danach sprach sie. »Aha«, sagte sie nur. »Aha, der Herr Geisterjäger meldet sich auch einmal. Wenn das mal kein Witz ist. Oder bist du es tatsächlich?«
»Ich bin es wirklich.«
»Du bist also nicht gestorben, Fremder.« Das letzte Wort hatte sie so drohend ausgesprochen, daß ich lächeln mußte. »Wie kommst du auf Fremder?«
»Weil du dich so lange nicht mehr gemeldet hast, John.«
»Das stimmt.«
»Du gibst es also zu. Ich bin dir zu alt, oder wie soll ich das alles sehen?«
»Nein, nein, auf keinen Fall. Ich hatte nur zu tun. Aber das brauche ich ja nicht zu erzählen.«
»Stimmt. Und jetzt hast du Probleme, bei deren Bewältigung ich dir helfen kann.« Ihre Stimme klang schon wieder versöhnlicher.
»Das könnte man so sehen.«
»Was ist es?«
»Eigentlich möchte ich am Telefon darüber nicht sprechen. Ich könnte vorbeikommen.«
»Sofort?«
»Ich springe nur in den Wagen.«
»Okay, mein Junge, dann bereite ich etwas zu essen vor. Wie ich dich kenne, knurrt dir der Magen.«
»Etwas. Ist Jane auch da?«
»Ja. Allerdings hat sie sich hingelegt.«
»So früh?«
»Sie fühlte sich nicht wohl. Irgendeine Sache mit dem Kopf, denke ich mir.«
»Aber sprechen wird sie ja können.«
»Das denke ich schon.«
»Bis gleich dann.« Bevor Lady Sarah noch weitere Fragen stellen konnte, hatte ich aufgelegt. Es kam zwar nicht auf jede Sekunde an, aber ich wollte nicht zu lange warten. Dennoch klingelte ich bei Suko an und hatte wieder Pech.
Im schmalen Flur holte ich die Jacke von der Garderobe und streifte

sie über.

Wieder schaute ich auf meine Hand. Das Licht der Deckenleuchte strahlte sie an, als hätte ich sie auf einen OP-Tisch gelegt. In diesem Schein mußte einfach etwas zu sehen sein.

Es war nichts da.

Eine glatte Haut wie auf der rechten Hand auch. Da sollte doch einer mit dem Hammer hineinschlagen.

Ich verließ die Wohnung. Den Schock aus der Raststätte hatte ich mittlerweile verdaut. Inzwischen war ich bereit, den Kampf anzunehmen. Zacharias sollte sich wundern…

***

Lady Sarah Goldwyn hatte schon auf mich gewartet. Das Angenehme war ja, daß sich in ihrer Wohngegend ein Parkplatz finden ließ. Ich hatte den Rover beinahe vor dem Haus abstellen können und war noch auf dem Weg zur Tür, als diese schon aufgerissen wurde.

Auf der Schwelle stand die Horror-Oma, umspielt vom Licht der Flurbeleuchtung, und sie hatte ihre Hände in die Seiten gestützt, wobei sie aussah wie ein Racheengel, der nur auf mich gewartet hatte, um mich niederzumachen.

Ich hob die Arme und sagte nur: »Ich bin unschuldig, Sarah, du mußt es mir glauben.«

»Sagen das die Kerle nicht alle?«

»Ja, schon, aber ich bin es tatsächlich.«

»Das glaube ich nicht«, erklärte sie, hielt mich fest und küßte mich auf beide Wangen. »Du kannst trotzdem reinkommen, ich habe dir schon längst verziehen.«

»Jane auch?«

»Sie weiß nicht, daß du kommst.«

»Wieso nicht?«

»Weil sie schläft. Es ging ihr wirklich nicht gut. Scheint am Wetter zu liegen.«

Ich drückte die Tür hinter mir zu. »Komisch, sie ist doch sonst immer so gesund.«

»Das stimmt. Es erwischt halt jeden mal. Aber komm erst mal rein.«

Sie führte mich ins Wohnzimmer, wo es manche Menschen kitschig fanden, es mir aber urgemütlich vorkam, trotz der zahlreichen Sachen, die oft als Kitsch angesehen wurden.

Auch für die Häkeldecken hatten viele Menschen nur ein Kopfschütteln übrig, mir gefielen sie, weil sie hierher paßten. Auch auf dem ovalen Tisch hatte eine Häkeldecke ihren Platz gefunden. Darauf stand der frische Tee, und für sogenannte Appetithäppchen hatte die Horror-Oma ebenfalls gesorgt.

Kleine Cracker mit Käse zwischen den beiden Hälften, aber auch

winzige Blinis mit Lachs und einem Tupfer Soße.

»Ist das okay?« wurde ich gefragt, als ich mich gesetzt hatte. »Das Essen schon.«

Lady Sarah grinste. »Du willst ein Bier, nicht?«

»Nur wenn es nicht zu viele Umstände bereitet.«

»Überhaupt nicht«, sagte sie. »Ich kenne dich doch. Dose oder Flasche? Du siehst, du kannst es dir sogar aussuchen.«

»Ich nehme die Dose.« Sie holte sie aus der Küche und brachte auch ein Glas mit. Als Lady Sarah wieder das Zimmer betrat, schüttelte sie den Kopf, denn sie hatte mich in einer etwas ungewöhnlichen Haltung gesehen. Ich saß auf dem Sessel, den Kopf nach vorn gedrückt und schaute auf meine linke Handfläche.

»Ist da was?« fragte sie.

»Nein, nicht mehr.«

»War sie schmutzig? Ist sie schmutzig? Willst du dir die Hände waschen?« Sie stellte die Dose und das Glas auf den Tisch. Am äußersten Rand der Dose perlte das Kondenswasser in kleinen Tropfen herab.

»Später«, sagte ich, goß das Glas voll und setzte die Dose ab, als der Schaum den Rand erreicht hatte.

Der erste Schluck war eine Köstlichkeit. Die Horror-Oma lächelte, als sie mir zuschaute. »Das tut gut, nicht?«

»Kannst du wohl sagen.«

Dann aß ich. Jeweils zwei Blinis und auch zwei Cracker. Sarah Goldwyn nahm nichts. Sie saß mir gegenüber. Im Schein der Lampe wirkte ihr Gesicht weich, und auch die zahlreichen Ketten vor ihrer Brust hatten etwas von diesem Schleier bekommen und einen Teil ihrer ursprünglichen Farbe verloren.

An einer Stoffserviette wischte ich mir die Hände ab, trank wieder und nickte Sarah zu. »Jetzt geht es mir besser.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Dann kannst du mir auch sagen, weshalb du mich heute besuchst.«

Ich hob den linken Arm und drehte ihr die Hand zu. »Siehst du was, Sarah?«

»Ja.«

»Schön. Was denn?«

»Die Hand eines Mannes. Sie ist zwar nicht ideal geformt, aber sie ist eine Männerhand.«

Ich mußte lachen. Diese Antwort war wieder typisch Sarah Goldwyn. »Ja, im Prinzip hast du recht, wie immer. Aber diese Hand ist auch etwas Besonderes.«

»Was denn?«

»Sie ist verflucht worden. Ebenso wie der ganze Mann, der vor dir

sitzt, Sarah.«

Sie schwieg. Dann holte sie Luft, setzte ihre Brille auf, die an einem Lederband um ihren Hals hing, und stierte mich an. »Sag das noch mal, John Sinclair.«

»Man hat mich verflucht.«

»Sonst noch was?«

»Reicht das nicht?«

»Hör auf. Wegen eines Fluchs bist du doch nicht zu mir gekommen, um dir Rat zu holen.«

Das stimmte. »Nein, wahrlich nicht, Sarah, wenn man es von deiner Warte aus sieht. Aber es gibt auch Ausnahmen von der Regel, und eine dieser Ausnahmen hat mich erwischt.«

Sie räusperte sich und versuchte es mit einem Grinsen. »Das mußt du mir schon genauer erklären, John.«

»Deshalb bin ich auch hergekommen. Ich komme mir vor wie jemand, der zur Hälfte im Sumpf steckt, nicht untergeht, aber auch nicht raus kann. Ich hänge auf halber Höhe und bin somit praktisch hilflos geworden.«

»Schön, das habe ich alles gehört. Aber bitte erkläre mir, was das mit deiner Hand zu tun hat?«

»Auf ihrer Fläche hat sich der Fluch abgezeichnet.«

»Ach ja.«

Ich wollte die Horror-Oma nicht zu lange auf die Folter spannen und berichtete ihr, was mir widerfahren war, denn Sarah Goldwyn war eine Person, der ich unbedingt vertrauen konnte.

Anschließend hatte ich wieder Hunger bekommen, trank auch einen Schluck Bier dazu und wartete auf eine Erwiderung.

»Das ist ein Ding!«

»Ist es auch.«

Lady Sarah stand auf und näherte sich vorsichtig meinem Sitzplatz. »Kann ich mir die Hand noch einmal genauer anschauen?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Gern, kannst du.«

Sie kniete sich hin und berührte meine Hand so behutsam, als bestünde sie aus dünnem Glas. Dann strich sie mit ihren Fingerkuppen darüber hinweg, schüttelte immer wieder den Kopf und flüsterte:

»Das darf doch nicht wahr sein. Das ist unmöglich. Ich sehe nichts mehr.«

»Stimmt.«

»Du hast das Gesicht durch dein Kreuz vertrieben.«

»Ja, auf der Raststätte. Wie ich dir schon sagte. Als ich die Hand zur Faust zusammenballte, spürte ich zwischen den Fingern etwas Puddingartiges. Als hätte sich die Haut aufgelöst. Du wirst es kaum fassen können, aber es entspricht den Tatsachen.«

»Und zurückgeblieben ist nichts?« fragte sie noch immer staunend. »Siehst du was?«

»Nein.«

»Eben.«

Lady Sarah saß wieder. Aus der Tasche hatte sie ein Tuch geholt und wischte damit über ihre Stirn.

»Weißt du, John, wenn es mir ein anderer erzählt hätte, den hätte ich für verrückt gehalten. Dir muß ich ja glauben.«

Ich hob die Schultern.

»Und du hast nicht bemerkt, wie man dir das verdammte Gesicht in die Handfläche geritzt hat?«

»Nein. Es muß passiert sein, als ich geistig weggetreten war.«

Sarah starrte mich an. »Meine Güte, John, wie muß dich dieser Zacharias hassen! Das… das will mir nicht in den Sinn. Nur weil du es nicht geschafft hast, seine Tochter zu retten?«

»Es sieht so aus.«

»Aber es war nicht deine Schuld.«

»Das hat er nicht akzeptiert, Sarah. Aber lassen wir das zunächst außen vor. Mir kommt es darauf an, mehr über ihn zu erfahren. Deshalb habe ich dich auch besucht. Ist es möglich, daß du unter Umständen mehr über eine Person weißt, die sich Herr der Legenden nennt? Kannst du mit dem Namen Zacharias und mit diesem anderen Begriff etwas anfangen? Sind dir beide schon einmal über den Weg gelaufen?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Bist du dir sicher?«

Lady Sarah nickte. »Im Moment ja. Ich habe schon darüber nachgedacht, ob ich dir weiterhelfen kann. Alles schwirrte durch meinen Kopf. Es ist nicht möglich, John, tut mir leid. Ich weiß es nicht. Diese beiden Begriffe sind mir noch nicht über den Weg gelaufen, was aber nichts heißen soll, denn wir werden natürlich mein Archiv durchgehen.«

Das hatte ich ihr auch vorschlagen wollen. Es wäre eigentlich an der Zeit gewesen, nach oben zu gehen.

Da hörten wir das Lachen.

Sarah schaute mich an. »Warst du das?«

»Nein.«

»Wer hat denn hier… du hast es doch auch gehört, nicht wahr?«

»Ja, das habe ich.«

»Und wer hat gelacht?«

Ich schaute sie an. Noch hielt ich die linke Hand zur Faust geballt. Lady Sarah sah zu, wie ich ihr den Arm entgegenstreckte und die Faust öffnete.

Zum erstenmal sah sie das Gesicht!

***

Der Zwerg verzog sein knorpliges Kartoffelgesicht, als er sich eng in den Schatten der Zufahrt drückte, über die man die Tiefgarage erreichen konnte.

Er war da.

Nur der Wagen paßte ihm nicht, der auf das große Maul zurollte und die Abgase über den Belag flattern ließ. Für den Zwerg waren der Fahrer und sein Auto wichtig, denn nur durch sie schaffte er es, ohne Schwierigkeiten in die Garage zu kommen.

Trotz der Abgaswolke lief er auf seinen kleinen, stämmigen Beinen hinter dem Wagen her und war kurz darauf im Dunkel der Garage verschwunden.

Hier befand er sich in seinem Element. Kein Auto war kleiner als er. Er konnte über keines hinwegschauen. Im Gegenteil, er fand in den Lücken zwischen den abgestellten Wagen immer genügend Deckung.

Und er wußte Bescheid.

Als hätte ihm jemand eine Auskunft darüber erteilt, wie er zu gehen hatte, so näherte er sich der Fahrstuhltür. Er wurde nicht gesehen, er wurde auch nicht gestört, und er versteckte sich hintereiner Säule. Von dort konnte er die Fahrstuhltür gut beobachten, und er sah auch den Rücken des Fahrers, der sich vor der Tür aufhielt und darauf wartete, daß sie sich öffnete.

Es dauerte nicht lange, dann war er verschwunden.

Der Zwerg wartete noch ab. Er hatte die etwas zu langen Ärmel seiner Kutte hochgekrempelt, so daß seine stämmigen Arme zu sehen waren. Auch die klobigen Finger, die den Griff der Machete festhielten, denn sie sollten noch für Überraschungen sorgen.

»Folge dem Dunstkreis des Fluchs«, hatte man ihm gesagt. »Folge nur ihm. Dann wirst du bald an der richtigen Stelle sein, wo du den Versager töten kannst…«

Der Fahrstuhl war eine solche Spur.

Leider war der Gnom zu klein, um an die Kontakte zu gelangen. Er wußte sich zu helfen, indem er die Machete zu seinem verlängerten Arm machte.

Bald konnte er einsteigen.

Folge dem Dunstkreis des Fluchs…

Immer wieder hielt er sich diese Worte vor Augen. Und er gelangte schnell in die entsprechende Etage, wo sich das Opfer aufhielt. Seine magisch sensiblen Sinne waren ausgeprägt genug.

Bis zu dem Moment, als etwas in seinem Hirn zusammenkrachte. Wie bei einer elektrischen Störung knarrte und scharrte etwas in seinem Kopf herum, als hätte man dort zahlreiche Drähte herausgerissen, wobei von den Enden noch die Funken wegflogen und durch seinen Schädel irrten.

Eine Störung.

Ein Signal und eine Botschaft zugleich. Zacharias wußte, daß sein Helfer ins Leere laufen würde, und der Zwerg machte sich in der leeren Kabine noch kleiner.

Sie stoppte.

Er bekam es kaum mit. Erst als sich die Tür öffnete, wurde er aus seinen lethargischen Gedanken gerissen. Er starrte in einen leeren Flur, hörte aber auch Stimmen. Ein Mann und eine Frau gingen auf den Lift zu, während sie sich unterhielten.

Die Störung in seinem Kopf wollte einfach nicht aufhören. Er hätte am liebsten geschrieen, zum Glück schloß sich die Tür, bevor die beiden noch eintreten konnten. Der Zwerg hatte im letzten Moment mit der Machete gegen den untersten Knopf geschlagen.

Er hörte noch die schrille Stimme der Frau. »Da war doch jemand. Hast du nicht gesehen? Ein kleiner Mensch, ein Zwerg.«

Die Antwort verstand der Gnom nicht mehr. Er befand sich bereits auf dem Weg in die Tiefe und huschte, als der Lift stoppte, aus der Kabine in die menschenleere Garage.

Auch jetzt sah ihn niemand. Er war ungestört, bewegte sich auf den Ausgang zu, aber er torkelte mehr, als daß er ging. In seinem Kopf funkte und krachte es noch immer, was mit starken Schmerzen verbunden war. So stark, daß sich das kleine Wesen nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Auf einer dunklen Öllache rutschte es aus und fiel hin. Es rollte sich fast bis unter einen Wagen, denn dort hatte es eine entsprechende Deckung gefunden. Die Machete lag neben ihm, im Kopf knisterte es noch immer. Es war eine Botschaft, der Herr der Legenden hatte Kontakt mit ihm aufgenommen.

Allmählich ebbte dieses schreckliche Gefühl ab, und der Zwerg atmete wieder durch.

Dann hörte er in seinem Kopf die Stimme. Es war ein Flüstern, und es erreichte ihn über weite Entfernungen hinweg. »Er ist nicht in seiner Wohnung. Ich weiß es, denn ich bin ja bei ihm. Er ist woanders. Du mußt noch laufen.«

»Wohin?«

»Ich werde dich führen. In der Legende ist alles möglich, und ich bin der Herr der Legenden. Warte, bis sich das Tor wieder öffnet und der Weg für dich frei ist.«

»Was geschieht dann?«

»Ich werde dich zu ihm bringen.«

Nummer drei rappelte sich wieder hoch. Er hatte mit diesem Mann eine besondere Rechnung zu begleichen, denn er hatte nicht vergessen, wie sehr er von ihm gedemütigt worden war. Er war durch ihn gezwungen worden, seinen Herrn und Meister bloßzustellen, und

er hatte sich bewähren wollen. Deshalb dieser Auftrag.

Er freute sich, das Knistern in seinem Kopf war verschwunden. Er würde es schaffen, diesen Mann zu finden.

Und dann?

Der Zwerg lachte, bevor er mit einer der scharfen Machetenseiten über seine Handfläche strich. Mit dieser Waffe konnte er Papier zerteilen, aber auch Körper.

Seine Gedanken wurden unterbrochen, als er das summende Geräusch hörte, mit dem sich das große Garagentor öffnete. Jemand wollte hineinfahren. Zwei helle Scheinwerfer warf en ihre Bahnen in das Dunkel hinein.

Der Zwerg versteckte sich.

Erst als der Wagen hineingefahren war und er die Rücklichter sehen konnte, eilte er nach draußen.

Nur kurze Zeit blieb er mit beiden Beinen auf dem Boden. Plötzlich erwischte ihn die mächtige Kraft seines Herrn und Meisters. Er spürte, wie er angehoben wurde.

Wenig später war er eins mit der Dunkelheit der Nacht…

***

Lady Sarah konnte es nicht glauben. Fassungslos starrte sie auf das Gesicht in meiner Handfläche, die leicht zitterte. Sie sah den halb geöffneten Mund, aus dem Lachen geklungen war, und es hatte sich so verdammt siegessicher und auch widerlich angehört.

Ich schaute nicht hin, denn ich kannte es ja. Von mir aus sah ich nur das Profil der Hand und glaubte aber auch, den einen oder anderen Schatten darüber hinweghuschen zu sehen.

»Er ist es, John, nicht?«

Ich nickte.

»Ich sehe ein altes Gesicht. Ich sehe Runzeln, ich sehe auch Furchen, ich sehe…«

Wieder das Lachen.

Es unterbrach Lady Sarah, die ihre Arme angehoben hatte und beide Handflächen gegen ihre Wangen preßte. Sie konnte und wollte es noch immer nicht fassen, denn genau diesen Ausdruck entdeckte ich in ihren Augen, die so starr waren wie blanke Kugeln.

»Sprich ihn an!« flüsterte ich.

»Ja, aber… aber was soll ich sagen?«

»Frag ihn. Frag ihn, wer er ist.«

Sarah nickte. »Das mache ich. Wer bist du?«

Schweigen.

»Kannst du nur lachen oder auch reden?«

»Was willst du wissen, Frau?«

Wir hörten beide das Geflüster aus meiner Hand, und in mir wallte

dabei etwas hoch, das ich nicht beschreiben konnte. Es ging einfach über meinen Horizont.

»Ich will wissen, wer du bist! Dein Name allein reicht mir nicht. Ich weiß, daß du Zacharias heißt.«

»Ja, du hast recht. Ich bin aber auch der Herr der Legenden, so zumindest hat man mich getauft. Ich bin aber tatsächlich eine Macht, eine geistige Macht. Und das ist etwas ganz Besonderes.«

Für Lady Sarah wurde es kompliziert. Sie kam nicht mehr mit und schaute mich an. In ihren Augen lag ein Schrei nach Hilfe. Ich aber nickte ihr nur zu, ein Zeichen, daß sie mit dem Fragen nicht aufhören sollte. Sie mußte ihre innere Hemmschwelle überwinden. »Ich verstehe es nicht. Ich bin wohl ein zu dummer Mensch, denke ich. Was ist eine geistige Macht? Und wie reagiert sie? Welche Kraft besitzt sie? Was ist ihr alles möglich oder gegeben?«

Die Antwort drang aus meiner Handfläche. »Jede starke geistige Macht kann sich manifestieren. Sie sucht sich dabei besondere Stellen aus. Das kann auf Spiegeln, Fenstern oder reflektierenden Flächen sein. Auch auf Händen, denn Hände sind die Spiegel der Seelen, sagt man. Sie sind es noch mehr als die Augen. Man braucht nur an die Handleser zu denken. Alles hat seine Ordnung. Nichts wird dem Zufall überlassen, und ich, der Herr der Legenden, hin eine solche geistige Macht.«

Sarahs Blick flackerte. Sie schaute mich dabei an. Zwar lagen ihre Fragen auf der Zunge, doch sie sah aus wie ein Mensch, der nichts, auch nicht das kleinste Wort hervorbrachte. Ihr war dieser Zauber über den Kopf gewachsen.

Ich hatte den Arm etwas zu lange steif gehalten, was mir gar nicht gefiel.

Deshalb drehte ich die Hand, so daß ich mit den eigenen Augen das Gesicht anschauen konnte.

Ja, da hatte sich nichts verändert. Natürlich sah Zacharias anders aus als in der Wolke, aber ich hatte sein Gesicht beim ersten Kontakt so erlebt.

»Ich habe deine Worte begriffen«, sagte ich zu ihm.

»Ja, das weiß ich. Du bist eben anders als diese Frau. Ich habe mich mit dir beschäftigt. Ich habe mit dir telefoniert. Ich bediente mich bewußt der modernen Methoden, aber du hast mich so tief, so allertiefst enttäuscht. Ich will nicht abstreiten, daß du dir keine Mühe gegeben hast, aber du hast es nicht geschafft, meine Tochter Erica zu retten. Erica Saleri, die in den Tod ging.«

Ich bemerkte wie nebenbei, daß Sarah Goldwyn zusammenzuckte. Es war dort passiert, als das Gesicht den Namen seiner Tochter aussprach. Da war sie so erschreckt.

Für mich ein Zeichen, daß ihr dieser Name zumindest nicht

unbekannt war. Mehr gab sie nicht preis. Ich würde sie auch später darauf ansprechen.

»Warum hast du dir dann keinen anderen Helfer an deine Seite geholt?« fragte ich Zacharias.

»Man hielt dich für gut.«

»Wer?«

»Es soll ein Freund gewesen sein. Einer, der sich in der geistigen Welt auskennt. Auf seinen Reisen hat er des öfteren den Kontakt mit dir gesucht.«

»Ich will den Namen wissen.«

»Du kennst ihn. Es ist Zebulon, der Schattenkrieger.«

Ich war kaum überrascht. Der Name Zebulon war mit tatsächlich ein Begriff. Ich kannte den Mann mit den beiden Namen. Tatsächlich hieß er Barry F. Bracht. Er arbeitete als Lektor in einem Verlag, aber er konnte, wenn er schlief und dabei in tiefe Träume fiel, eine andere Persönlichkeit annehmen.

Dann war er in der Lage, als Zebulon, der Schattenkrieger, Grenzen zu überwinden, die sonst nicht zu überwinden waren. Da konnte er eintauchen in die Dimensionen und andere Welten erkunden.

Zebulon also hatte dem Herrn der Legenden einen Tip gegeben. Er hatte mich empfohlen, ein Irrtum, wie sich wohl herausgestellt hatte. Ich war mit Zacharias nicht zurechtgekommen, und seine Tochter hatte ich nicht retten können.

»Es ist kein guter Rat gewesen«, sagte ich, »wirklich nicht. Nein, darauf hättest du verzichten können.«

»Jetzt weiß ich es«, flüsterte die Hand. »Damals nicht. Und so habe ich, mich an dich gewandt.«

»Obwohl du selbst so mächtig bist?«

»Ja.«

»Warum hast du nicht selbst eingegriffen und deine Tochter befreit? Warum nicht?«

»Ich wollte es nicht!«

Mein Grinsen fiel hart aus. Lady Sarah schaute uns bei diesem Dialog zu. Sie kam damit noch immer nicht zurecht und schüttelte nur den Kopf. Es ging im Moment über ihr Begriffsvermögen. Dabei war sie schon eine Person, die vieles akzeptierte, die auch genau Bescheid wußte, in diesen Momenten aber überfragt war und nur, dort sitzen und die Schultern heben konnte.

Es klappte nichts mehr. Es war einfach zuviel für sie gewesen. Hier kamen Dinge ins Gespräch, die sie nicht überriß, und auch ich hatte meine Probleme damit.

»Du hast es nicht geschafft, Zacharias. Du bist einfach nicht in der Lage gewesen, deine Tochter zu retten. So und nicht anders sieht es doch aus.«

»Ja.«
»Wo sind deine Grenzen?«
»Bei meiner Tochter.«
»Ist sie überhaupt deine Tochter? Du hast immer von ihr gesprochen, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß sie es wirklich ist. Ich glaube es einfach nicht.«
»Es ist meine Tochter!«
»Und wer ist die Mutter?«
»Vergiß es!« zischelte die Antwort aus meiner Hand. »Du sollst es vergessen!«
»Nein, das kann ich nicht. Denn ich habe deine Tochter in der Höhle im Sarg liegen sehen. Sie war es doch - oder?«
»Ja, sie ist es gewesen!«
»Warum lag sie in diesem Glassarg? Wer hat sie aus dem Wasser gezogen, wo sie doch angeblich ertrunken ist.«
»Es waren meine Zwerge.«
»Aha.«
»Sie mußten es tun. Sie mußten sie aus dem Wasser ziehen. Ich wollte sie bei mir haben. Ich wollte sie sehen. Ich wollte ihr ins Gesicht und auf den Körper schauen können.«
»Tatsächlich?«
»Ja. Ich hätte es gern anders getan, aber du hast sie nicht retten können. So mußte ich nun eine Tote anschauen.«
»Die gar nicht mal so aussah wie jemand, der aus großer Höhe zwischen die Klippen gestürzt ist.«
»Das ist egal.«
»Für mich nicht!« flüsterte ich. »Und noch etwas werde ich dir sagen, Herr der Legenden. Ich habe mich nicht mit deinem Fluch abgefunden. Ich werde dagegen ankämpfen, und die erste Auseinandersetzung hast du ja bereits zu spüren bekommen. Denk an mein Kreuz. Es ist eine Waffe, die du nicht aus den Augen verlieren solltest. Ich trage sie immer bei mir, und ich werde sie auch jetzt…«
Er ließ mich nicht mehr zu Ende sprechen, denn plötzlich lachte er gellend los.
Kaum war der erste Ton aus seinem Maul heraus, da schloß ich die Hand zur Faust.
Ich wollte ihn zerquetschen, ich wollte ihn fertigmachen, ich wollte ihn einfach nicht mehr sehen.
Für einen Moment spürte ich das Jucken dermaßen stark, daß es schon zu einem Brennen wurde und ich den Eindruck hatte, als würden Flammen über meine Handfläche streichen.
Als ich die Faust wieder öffnete, waren keine Flammen zu sehen, keine Schatten und auch nicht das verdammte Gesicht des Zacharias. Ich sah nur meine normale, unverletzte Haut.

»Puh…«, ich zischte den Atem aus. »Das ist gerade noch einmal gutgegangen.«
»Stimmt.« Lady Sarah saß wie erschlagen in ihrem Sessel und schüttelte den Kopf. »Ich… ich kann es nicht fassen. Ich komme damit einfach nicht zurecht.«
»Das müssen wir aber.«
Sie reckte den Kopf vor. »Und deine Hand ist wieder völlig normal, John?«
»Siehst du was?«
»Nein.«
»Eben. Sie ist normal, und sie wird auch normal bleiben, bis die nächste Attacke erfolgt. Bei dieser hat er uns wieder klarmachen wollen, daß wir noch mit ihm rechnen müssen. Er ist gefährlich, Sarah, er ist ein verfluchter Hundesohn.« Mein Blick wurde nachdenklich. »Und er hat Macht, große Macht sogar. Wir dürfen ihn auf keinen Fall unterschätzen«, fügte ich noch hinzu.
»Ja, das habe ich auch festgestellt.«
»Wie dem auch sei, Sarah, mir ist da etwas aufgefallen, als der Name seiner Tochter fiel.«
»Du meinst Erica Saleri?«
»Wen sonst? Deiner Reaktion entnahm ich, daß dir der Name nicht unbekannt ist.«
Sarah nickte. »Ist er auch nicht. Ich kenne eine gewisse Erica Saleri. Ich kenne sie nicht persönlich, aber ich habe von ihr gehört und auch gelesen.«
»Dann stimmt es, daß sie eine Autorin ist? - Welche Art von Büchern schreibt sie?«
Die Horror-Oma dachte einen Moment nach. »Das ist wirklich schwer zu sagen, John, und damit will ich dich nicht nur hinhalten. Sie schreibt ungewöhnliche Bücher für eine Frau, die aber trotzdem nicht ungewöhnlich sind.«
»Ist mir etwas zu hoch.«
»Ich will es dir erklären. Kennst du romantische Gruselromane?«
»Ja, sagt man dazu nicht Gothics?«
»Bravo, das ist der richtige Ausdruck.«
»Der mir aber nicht reicht.«
»Ich weiß.« Lady Sarah dachte einen Moment nach. »Ihre Bücher sind nicht nur einfach Bücher, sie sind etwas Besonderes, was sich schon allein in Ericas Pseudonym äußert. Es klingt wunderbar, es ist so geheimnisvoll, es ist auch einmalig, aber keiner ihrer Leser weiß, wer sich dahinter verbirgt.«
»Der Verleger auch nicht?«
Lady Sarah hob die Schultern. »Da bin ich leider überfragt, muß ich dir sagen.«

Ich runzelte die Stirn. »Und diese Frau soll die Tochter des Zacharias sein.«

»Du mußt es glauben, John.«

Ich blickte sie etwas schräg von der Seite her an. »Ob glauben oder nicht, Sarah, ich kann es mir schlecht vorstellen. Alles ist so schwammig, so geheimnisvoll und schleierhaft. Mich würde interessieren, was wirklich hinter diesem Fall steckt.«

»Das weiß ich auch nicht. Unter Umständen geben uns ihre Bücher darüber Auskunft.«

»Von denen du welche hast.«

Sie lächelte und stand auf. »Drei Bücher habe ich, John. Genau drei, nicht mehr.«

»Kannst du mir sagen, wie viele sie geschrieben hat?«

»Nein, das kann ich leider nicht.«

Ich ging hinter Sarah her und sagte: »Beinahe habe ich das Gefühl, daß sie auch als Tote weiterschreibt. Bei dieser Person ist alles möglich.«

Die Horror-Oma drehte sich um. »Du wirst es kaum glauben, aber so ähnlich habe ich auch gedacht.«

»Wunderbar, dann sind wir uns ja einig.« Bevor sie ihren Fuß auf die erste Treppenstufe stellte, tippte ich sie auf die Schulter. »Ich möchte gern nach Jane sehen. Ist das okay?«

»Aber immer doch. Nur wird sie schlafen.«

»Das macht nichts.«

»Weck sie nicht, John, denn ihr ging es wirklich nicht so gut.«

»Schon verstanden.«

Jane bewohnte im ersten Stock zwei Zimmer, Küche und Bad. Ich hatte sie schon oft besucht. Und auch große Gefahren in diesem Haus erlebt, da brauchte ich nur an den Angriff der Horror-Reiter vor einigen Monaten zu denken.

Wecken wollte ich sie nicht, nur einen Blick auf sie werfen. Ich wäre mir schon komisch vorgekommen, wenn ich Lady Sarah besucht hätte, ohne nach Jane zu schauen.

Die Horror-Oma wartete im kleinen Flur, als ich auf leisen Sohlen zur Zimmertür schlich. Jane hatte sie nicht abgeschlossen. Ich hörte sie atmen. Das Geräusch floß durch den offen Türspalt. Im ersten Augenblick war ich irritiert. Es mochte am Atem der Schlafenden liegen, der mir unnatürlich vorkam. Meine Hand lehnte schon an der Tür, da hörte ich Janes Stimme.

Sie sagte mehrere Worte. Allerdings so schnell und flüsternd hintereinander, daß ich keines davon verstehen konnte. Dennoch hatte das nichts mit einem normalen Schlaf zu tun.

»Hat sie was?« flüsterte Sarah hinter mir.

»Ich weiß es noch nicht.« Auf Zehenspitzen betrat ich das halbdunkle

Zimmer.

Jane lag in ihrem Bett. Zum Glück auf dem Rücken, so daß ich ihr Gesicht sehen konnte. Es war nicht stockfinster im Raum, das Dämmerlicht lag zwischen den Wänden, und Janes Gesicht bildete einen hellen Fleck auf dem Kissen.

Ich kniete mich hin.

Ihr Atem ging schwer. Leichtes Röcheln drang über die Lippen. Sie hielt die Augen geschlossen, doch die Lider zuckten. Janes Schlaf war sehr unruhig. Auf ihrem Gesicht schimmerte Schweiß. Ein Traum mußte ihr schwer zu schaffen machen.

Dann bewegte sich ihr Mund.

Sofort stieg meine Spannung. Ich hatte sie vorhin sprechen hören und hoffte, daß es sich wiederholte.

»Gefahr…«

Es war nur ein Wort. Sie wiederholte es mehrmals hintereinander, so daß ich mich einfach nicht irren konnte.

Gefahr also!

Warum sprach sie das Wort im Schlaf aus? Was war es denn, das sie in ihrem Innern spürte? Tatsächlich eine Gefahr? Steckte sie auch darin? War jemand unterwegs, der ihr diesen Eindruck gab?

Mit den Fingerspitzen berührte ich ihr Gesicht. Es war warm und kühl zugleich. Der Schweiß hatte einen dünnen Film hinterlassen. Einige Haare klebten als Strähnen auf ihrem Kopf.

»Was ist los, Jane? Warum sprichst du von einer Gefahr? Was fühlst du?«

Ich bekam von ihr keine Antwort, dafür von einer anderen Person, die an der Tür stand. »Warum willst du sie denn aufwecken?«

Mit einer heftigen Armbewegung winkte ich ab. Sarah sollte sich jetzt nicht einmischen. Ich blickte kurz auf meine Handfläche, wo sich das Gesicht nicht zeigte. Das hatte sie also nicht meinen können. Es war durchaus möglich, daß Jane etwas von dieser Gefahr gemeint hatte. Noch immer verfügte sie tief in ihrem Innern über latente Hexenkräfte, der Rest einer schlimmen Zeit. Sie konnte sie bewußt nicht steuern oder nutzen. Sie waren da, und sie kehrten auch in gewissen Streßsituationen zurück, um ihr Botschaften zu übermitteln. Ich konnte mir dabei vorstellen, daß sie im Schlaf an einer derartigen Streßlage litt und sich durch das Reden nun freie Bahn verschaffen mußte.

Wecken wollte ich sie auch nicht unbedingt. Das hatte keinen Sinn, denn diese Eindrücke nahm sie entweder im Halb- oder Tiefschlaf wahr. Sie wollte reden und mir klarmachen, welche Eindrücke sie malträtierten.

»Hörst du mich, Jane?«

Die Detektivin murmelte etwas.

»Ich bin es, John!«

Die Augen zuckten, die Wimpern zitterten. Mein Name mußte bei ihr eine Assoziation ausgelöst haben. Ihre Arme bewegten sich, die Hände ebenfalls, sie streckten sich.

»Gefahr ist da… John…« Plötzlich schlug sie die Augen auf. Sie sah mich direkt an, aber ich wußte nicht, ob sie mich erkannte. Ich hielt ihre Hand und spürte sehr deutlich, wie die dünne Haut am Gelenk zitterte. Jane hatte zu kämpfen. Es gab da irgend etwas, mit dem sie nicht zurechtkam. Auch jetzt war sie noch nicht richtig wach. Wahrscheinlich wußte sie nicht, ob sie träumte oder das alles normal erlebte, was sie hier sah.

»Ich bin es, Jane…«

Die Detektivin nickte. Dann schluckte sie und wischte sich über die Augen. Auf ihren Lippen sah ich ein leichtes Lächeln. »Gott, ich habe etwas gespürt.«

»Du hast geträumt, Jane.«

»Ja und nein.« Sie bewegte die Schultern, als würde sie frieren. »Ich habe es gesehen. Es war hier…«

»Wo?«

»Im Raum, neben meinem Bett. Dort hat es sich aufgehalten und manifestiert.«

»Wer war es denn?«

»Eine Gestalt, John. Eine schreckliche Gestalt. Sie war nur klein, aber gefährlich. Sie war grauenhaft, wie ein Zwerg… ein böser, dämonischer Zwerg…«

Ich hielt für einen Moment den Atem an. Janes Worte hatten mich erstarren lassen. Wieso sprach sie ausgerechnet von einem Zwerg? Wie war es möglich, daß eine derartige Gestalt durch ihre Träume wanderte? Sie hatte doch damit nichts zu tun, denn für Zwerge war ich zuständig, wie man so schön sagte.

»Du hast ihn im Traum gesehen, Jane.«

»Nein, nein, John, das ist kein Traum gewesen. Ich habe das schon unterscheiden können. Das ist echt gewesen. Der Zwerg war hier, er war hier bei mir im Raum. Ich habe ihn gefühlt. Ich spürte seine verdammte Kälte. Er hat mich angestarrt.« Sie faßte mich hart an. »John, er ist noch hier. Er ist hier im Haus. Du mußt achtgeben. Er… er hat eine Waffe bei sich.«

Ich strich über ihre Stirn. »Sarah hat mir gesagt, daß du Kopfschmerzen hast. Hast du vielleicht einen Alptraum gehabt!«

»Nein, John, das habe ich nicht. Da ist etwas hier bei mir gewesen, das auch jetzt noch nicht verschwunden ist. Es befindet sich in unserer Nähe, sogar hier im Raum…«

»Aber ich sehe nichts.«

»Doch, es ist da.«

»Wo denn? Nur Lady Sarah ist…« Ich verstummte, weil mir Janes Blick nicht gefiel. Sie starrte mich an, als wollte sie jeden Augenblick vor mir zurückweichen.

»John!« sagte sie, und ihre Stimme klang dabei seltsam verändert, als hätte eine Fremde zu mir gesprochen.

»Ja, ich bin…«

»Du, John! Du bist es!«

»Ich?« Was sie genau meinte, wußte ich nicht. »Aber wie kann ich für dich eine Gefahr sein?«

Jane Collins blieb steif sitzen. »Ja, da hast du recht. Eigentlich nicht. Aber von dir geht etwas aus, verstehst du? Da ist etwas, das ähnlich ist wie bei dem Zwerg. Eine Gefahr ist es, sogar eine große. Ich merke das doch, John. Ich merke es genau. Ich habe alles noch gut in Erinnerung, das kannst du mir glauben. Die Gefahr geht von dir aus wie ein Geruch. Es ist nicht so unmittelbar wie vorhin, aber ich spüre sie.« Ihre Pupillen zeigten einen erschreckten Ausdruck. »Was ist mit dir geschehen, John? Du bist so anders? Du siehst normal aus. Aber du bist trotzdem so völlig anders.«

Ich hätte es ihr erklären oder zumindest einen Versuch machen können. Aber ich hielt den Mund, denn ich wußte genau, daß sie es nicht begreifen würde. Und diese Gefahr, von der sie sprach, hatte ich tatsächlich an oder in mir. Es war einfach die veränderte Hand, auch wenn jetzt nichts zu sehen war.

Ich erhob mich. »Kannst du mir sagen, wann du diesen Zwerg gesehen hast? Wie lange ist es her?«

»Nicht lange. Kurz bevor du gekommen bist. Da tauchte er plötzlich wie ein Geist auf. Aber er war kein Geist, er war ein veränderter Mensch, das ist es.«

»Gut, ich glaube dir.«

»Du hast ihn dann auch gesehen?«

»Ja.«

Jane erschreckte die Antwort nicht einmal. Sie saß da und schaute mich an, als hätte ich ihr nur einen guten Tag gewünscht. Nicht mehr und nicht weniger.

»Wieso hast du ihn gesehen?«

»Nicht hier - woanders.«

»Und?«

»Lassen wir das, Jane. Wenn du sagst, daß du ihn hier im Haus gesehen hast, werden wir ihn finden.«

Jane sagte nichts mehr. Sie raffte die Decke hoch und plazierte sie um ihre Schultern. Dann ließ sie sich wieder zurückfallen, und Sarah Goldwyn machte mir Platz, damit ich durch die Tür treten konnte. Sie schaute mich kopfschüttelnd an und sah das harte Lächeln in meinem Gesicht. »Was sagst du, John?«

»Nichts sage ich.«
»Warum nicht?«
»Sie hat es gespürt.«
»Nein, sie hat ihn gesehen. Ich habe zugehört. Der Zwerg war hier in meinem Haus.«
»Das glaube ich nicht.«
»Er war hier, verdammt! Er ist hier hereingekommen. Er verfügt über magische Kräfte. Dieser Zacharias ist nicht allein. Er hat ihn auf deine Fersen gesetzt.«
»Wir werden sehen.«
Ich hatte mich bereits umgedreht, weil ich die nächste Treppe in Angriff nehmen wollte. Sarah Goldwyn hatte ihr Archiv unter dem Dach eingerichtet und dort praktisch alles perfekt ausgebaut.
Ich wollte auch nicht mehr über den Fall reden und zunächst nach einem Buch suchen, das diese Erica Saleri geschrieben hatte.
Bei dem Gedanken mußte ich lächeln, denn mir fiel ein, daß ich sehr oft hier die Stufen hochgegangen war, um im Archiv nachzuforschen. Sehr oft hatte ich gerade in Lady Sarahs Unterlagen genau die Dinge entdeckt, die für mich wichtig waren, und ich hoffte, daß es an diesem Abend ebenfalls so sein würde.
Als ich mich umschaute, sah sie sich ebenfalls um. Wahrscheinlich hatten wir beiden den gleichen Gedanken gehabt und suchten nach dem kleinen Töter.
Er war nicht da.
Vor der Tür blieb ich stehen. Ich öffnete sie vorsichtig, erst dann, als ich das Licht eingeschaltet hatte und erkannte, daß alles normal war, betrat ich den Raum.
Sarah folgte mir und flüsterte: »Ich hoffe, daß wir keinen Fehler begangen haben.«
»Wie meinst du das?« Etwas erstaunt blickte ich sie an.
»Wir hätten Jane nicht allein lassen sollen.«
»Hier im Haus?«
»Ja.« Sarah war nach wie vor davon überzeugt, daß Jane sich nicht geirrt hatte. Für sie war der Zwerg eine Tatsache gewesen und kein Traumbild.
»Gut, einverstanden. Geh du zu ihr. Ich schaue mich hier oben um.«
»Brauchst du nicht. Ich zeige dir die Bücher.«
Hoch lebe die Ordnung. Da hatten Jane und Sarah wirklich Tolles geleistet. Auch die Spuren eines zurückliegenden Brandes waren nicht mehr zu sehen.
Sie schaute kurz an den Regalreihen entlang und hatte dann mit sicherem Griff gefunden, was sie suchte. Drei Bücher zog sie hervor. Drei Bücher, die einen roten samtigen Kartonumschlag aufwiesen. Mit goldener Schrift war der Titel darauf geprägt worden.

Ich schaute mir die Bücher an.

Keines davon hatte ich je gelesen. Sie waren relativ dick. Um diese drei auch nur quer zu lesen, brauchte ich Zeit. Zwei Titel sagten mir nichts. Der dritte aber ließ mich mißtrauisch werden, und ich murmelte ihn vor mich hin.

»Das Haus am Meer.«

»Was sagst du?«

Ich erklärte es Lady Sarah.

Sie runzelte die Stirn. »Verbindest du etwas mit diesem Titel, John?«

»Und ob. Ich glaube fest daran, daß ich dieses Haus kenne. Mit dem Haus am Meer kann nur das Gebäude auf den Klippen gemeint sein, das ich ebenfalls kenne.«

Sie legte mir eine Hand auf den Arm.

»Lies es und komm danach zu mir. Ich bin bei Jane.«

»Gut.«

Lady Sarah verließ das Archiv. Sie zog die Tür hinter sich zu, und ich nahm dort Platz, wo sich ein Schreibtisch befand. Ich schaltete die Lampe ein, und ihr Streulicht fiel auf das Buch, das ich mit langsamen Bewegungen aufklappte.

Ich war sehr gespannt…

***

Gespannt war auch Sarah Goldwyn. Allerdings auf eine andere Art und Weise, denn sie hatte die Worte der Detektivin nicht vergessen. Dieser Zwerg mußte in ihrem Haus gewesen sein. Nichts anderes konnte sie sich vorstellen.

Auf den letzten Stufen zögerte sie. Ein ungewöhnliches Gefühl war über sie gekommen. Sarah glaubte daran, nicht alles richtig gemacht zu haben. Sie konnte selbst nicht sagen, was sie damit meinte, aber sie hatte etwas vergessen.

So schaute sie über die Treppe zurück.

Sollte sie John doch wegholen? War es nicht besser, wenn er an ihrer Seite war?

Nein, jetzt war sie einmal hier und würde auch zu Jane Collins hineingehen. Zumindest sie persönlich hatte nichts von einem dämonischen Fremdling gespürt, das spielte jetzt keine Rolle mehr. Sarah klopfte an die Tür, wartete nicht erst auf das Herein, sondern drückte sie auf. Sie wollte kein Licht einschalten und Jane nicht erschrecken. Durch das Halbdunkel schritt sie dem Bett entgegen.

Sie sah es auch, sie sah Jane, aber sie sah noch mehr.

Auf dem Bett, etwa in Fußhöhe, ballte sich ein Klumpen. Nur war es kein echter Klumpen, sondern eine Gestalt, die leise kicherte und dann sagte: »Komm ruhig näher, Alte. Sinclairs Freunde sind auch meine Feinde…«

Ich las quer und war trotzdem fasziniert. Nicht unbedingt von der Schreibe, um ihre Feinheiten zu erkennen, reichte das Querlesen nicht, mich faszinierte die Eindrücke, die diese Autorin wiedergegeben hatte. Ich konnte sie wunderbar nachvollziehen.

Sie hatte von dem Haus geschrieben, von der Umgebung, und sie hatte sich in diese wilde Natur hineinversetzt. Sie war eins mit ihr geworden, und sie schrieb von der Umgebung, als wäre sie das Schönste auf der Welt.

Sie berichtete auch von Festen, die es in diesem Haus gegeben hatte, denn viele waren der Einladung der Bewohnerin gefolgt. Zwar hatte Erica der Heldin einen anderen Namen gegeben, die autobiographischen Züge allerdings ließen sich nicht unterdrücken. Sie waren hervorragend formuliert worden, und sie steckten auch voller Gegensätze, denn zur überschwenglichen Lust, zur Laune und zu der wilden Art zu leben, gesellte sich noch etwas anderes hinzu.

Die Depression, die Trauer, das Verlassensein und auch die Suche nach dem eigenen Ich.

In der zweiten Hälfte des Buchs durchkämmte die Autorin ihre Vergangenheit. Sie fragte nach dem Sinn des Lebens, der sich allerdings auf sie persönlich bezog, und sie verglich den Sinn mit dem Begriff Herkunft. Sie wollte erfahren, woher sie kam, denn ihr Ursprung lag einfach im Dunkel der Vergangenheit begraben.

Sie kannte weder ihre Mutter noch ihren Vater. Diese Tatsache bedrückte sie immer stärker, wie ich beim Weiterblättern erlebte, und auch in mir stieg die Spannung, weil ich darauf wartete, eine Lösung präsentiert zu bekommen.

Es gab vorerst keine. Die Heldin fand nichts über ihre Vergangenheit heraus, obwohl sie - das merkte ich - so etwas wie einen Kontakt zu ihrem Vater gefunden hatte.

Das war die Spur zu Zacharias.

Die Heldin konnte ihn noch nicht erkennen. Er war für sie in einem Nebel verschwunden. Sie dachte immer nur an die Amme, die sie großgezogen hatte. Als Kind war sie bei dieser guten Frau abgegeben worden, aber auch die hatte ihr bei weiteren Nachfragen nicht helfen können. Das Grau blieb.

Die Heldin gab nicht auf.

Und auch ich blieb am Ball. Ich spürte, daß sich mein Herzschlag leicht beschleunigte hatte, denn der Text gab mir Auskunft darüber, daß sich die Heldin ihrem Ziel näherte.

Der Vater!

Sie mußte ihn finden, und sie fand ihn.

Wahrscheinlich in dem Kapitel, das mit der - Überschrift *Vater* tituliert worden war.

Ich las jetzt langsamer und genauer.

In einer Nacht hatte sich der Vater offenbart. Es war mondhell, sehr ruhig, der Geruch des Sommers zog über das Land, und die Heldin war hinausgegangen, um die Natur zu erleben. Da lernte sie den Herrn der Legenden kennen.

Detailliert beschrieb sie, wie sich die Felswand öffnete, wie sie wie im Traum in diese ansonsten versteckte Höhle eintrat und plötzlich ihrem Vater gegenüberstand.

Er wurde so beschrieben, wie ich Zacharias auch erlebt hatte. Nichts unterschied ihn. Er war einfach zeitlos. Er war eine Figur, eine Gestalt, mit der sich der, Leser zwar anfreunden konnte, mit der er aber nicht mitlitt.

Das kam auch bei der Heldin, die in der Geschichte Rosanna hieß, zum Ausdruck.

Sie stand vor ihm, sie starrte ihn an, sie beschrieb auch die rätselhaften Zwerge, und sie fragte ihren Vater nach dem Woher und nach dem Wohin.

Ich war natürlich gespannt auf die Antwort, aber Zacharias hatte sich selbst bei der eigenen Tochter zurückgehalten und sie nicht aufgeklärt. Besonders bei den Fragen nicht, die sich um die Mutter drehten. Das Findelkind Rosanna wurde abgewiesen, was die Erklärung nach der Mutter betraf.

Sie verließ die Höhle.

Nach dieser Nacht war nichts mehr wie sonst. Rosanna war in tiefe Depressionen gefallen. Sie wußte nicht mehr, wie sie ihr Leben einrichten sollte. Sie kehrte zurück in das Haus, und sie verschickte keine Einladungen mehr an ihre Freunde. Sie blieb allein und brachte es sogar fertig, die Möbel zu verkaufen. Nichts, aber auch gar nichts wollte sie mehr sehen, sie hatte einen Schlußstrich unter die Vergangenheit gezogen, sie lebte jetzt in ihrer Welt, und sie lebte völlig allein. Ob sich ihr Geist dabei verwirrte, wußte ich nicht, aber wie geschrieben stand, fand sie nur mehr die Kraft in den Arien weltberühmter Opern. Die Musik und die Stimmen sorgten dafür, daß sie seelisch nicht unterging, doch dies konnte sie nicht über Jahre hinweg durchstehen. Ihren Vater kannte sie, aber sie wußte nicht, wer ihre Mutter war, und dieses Rätsel blieb auch, da war ich mir sicher, obwohl ich das Ende des Buchs noch nicht gelesen hatte.

Die letzten Seiten nahm ich mir vor. Ich wußte es, aber ich las es trotzdem.

Irgendwann wurden die Leiden und Depressionen zu schlimm. Der Weg vom Haus zu den Klippen war nicht weit. Sie konnte ihn mit wenigen Schritten überwinden.

Das Buch endete mit Rosannas Sprung ins Meer.

Ich klappte es zu.

Wie gefesselt hockte ich am Schreibtisch, vom weichen Licht

gebadet, in der Stille des Dachgeschosses, und ich hörte nur meinen eigenen Atem.

Ich spürte aber auch den Schauer auf meinem Rücken, denn das war schon hart gewesen, was ich da gelesen hatte. Auch deshalb, weil ich diese Geschichte kannte. Nur war im Buch keiner erschienen, der sie hätte retten sollen.

Ich atmete tief durch, wollte mich erheben, als ich das Kribbeln auf der Handfläche spürte, wenig später das Jucken, verbunden mit einem Brennen.

In einem Reflex hatte ich die Hand zur Faust geschlossen. Ich wollte diesen Fluch nicht sehen, aber es brachte ja nichts. Ich konnte die Augen nicht einfach verschließen und öffnete die Faust wieder.

Dann fiel mein Blick auf die gestreckte Hand, und ich sah das Gesicht dieses Mannes wie fein gezeichnet.

Dünne Striche malten alles nach.

Ich sah die Nase, die schmalen Lippen, ich sah auch die Augen, die lebten. Sie funkelten mich an.

Böse und zugleich wissend. »Da bin ich wieder…«

»Du kannst meinetwegen verschwinden!« keuchte ich.

»Nein, ich bleibe.«

»Was willst du?«

»Ich habe dich beobachtet.«

»Tatsächlich?«

»Ja, und ich möchte dir ein Kompliment machen. Du hast dich gut gehalten. Du hast die Spur gefunden. Du hast Rosannas Geschichte gelesen, die tatsächlich die meiner Tochter Erica ist.«

»Ja, das stimmt.« Ich schaute das Gesicht fest an. »Du hast sie in den Tod getrieben, nicht ich. Du hast deine eigene Tochter in den Tod geführt. Du kannst mir nicht die Schuld daran geben, sondern nur dir selbst.«

»Unsinn, Sinclair…«

»Es stimmt, ich habe es gelesen. Du hast nichts von den Gefühlen deiner Tochter gewußt. Du hast sie abgegeben, du hast sie einer Fremden überlassen, die sie großzog, und du hast mich irgendwann gerufen, damit ich sie retten soll. Aber warum? Warum sollte ich eine Fremde retten, zum Teufel?«

Die Hand kribbelte mir wieder. Der Mund verzog sich zu einem Grinsen. »Weil ich es so wollte.«

»Warum? Sie hat dir nichts bedeutet. Sie hat sich einmal gezeigt, aber du hast ihr keine Antwort auf die Fragen gegeben, was ihre Mutter angeht. Daran ist sie schließlich zerbrochen, und so bist du indirekt ihr Mörder.«

Er grinste wieder. Ich hätte am liebsten in dieses Gesicht hineingestochen, dann aber hätte ich mich selbst verletzt und nur

meine Hand getroffen.
»Wer ist die Mutter?«
»Finde es heraus.«
»Was dann?«
»Dann hast du die Lösung!«
Ob es stimmte, wußte ich nicht. Es konnte sein. In diesem Fall lief vieles verkehrt, und dieser Zacharias spannte mich auf die Folter. Ich wollte natürlich nicht so lange warten und ihm das auch erklären, aber seine Flüsterstimme kam mir zuvor.
»Hör zu, Sinclair. Ich bin derjenige, der hier herrscht. Ich bin der Mann der Legenden. Was ich will, geschieht. Du hast mir den Kampf angesagt, und ich habe ihn angenommen, das sollte dir auch klar sein, mein Freund. Ich habe ihn angenommen, weil ich noch gewisse Dinge zu regeln habe.«
»Welche?«
Er lachte böse.
Ich tastete schon nach meinem Kreuz, als die Hand innen blasser wurde. Das Gesicht war dabei, sich aufzulösen, und dann hörte ich schon das Flüstern. »Ich bin immer da, aber ich bin nicht allein. Denk daran, daß ich noch Helfer habe. Sie haben nicht vergessen, was du ihnen angetan hast, Sinclair.«
Lange brauchte ich über diese Bemerkung nicht nachzudenken, um eine Lösung zu finden. Ich wußte sie, denn mit diesen Worten hatte er mir indirekt erklärt, daß Jane Collins möglicherweise doch nicht geträumt hatte.
Ich bekam es mit der Angst zu tun.
Plötzlich zitterte ich.
Das Gesicht war aus meiner Hand verschwunden. Nicht aber die Gefahr. Und die konnte nur Jane und Lady Sarah Goldwyn gelten.
In diesem Dachgeschoß hielt mich nichts mehr…
Sarah Goldwyn wußte genau, daß es für einen Fluchtversuch zu spät war. Sie hätte sich damit nicht nur sich, sondern auch Jane in eine noch größere Gefahr gebracht. Wie eine Schlafwandlerin betrat sie das Zimmer, und die verdammte Bemerkung klang noch immer in ihren Ohren nach. Die Horror-Oma wußte genau, daß sie nicht nur als Feindin gehandelt wurde, sondern schon als Todfeindin, denn dieser Zwerg kannte keine Gnade. Sie war sich da völlig sicher, obwohl sie von ihm nicht viel sehen konnte. Seine glänzenden Augen und die leicht reflektierende Machetenklinge reichten völlig aus.
Jetzt hätte sich Sarah eine zehnfache Größe des Zimmers gewünscht, um nicht so schnell den Ort zu erreichen, wo auch der Zwerg hockte. Er hatte sich auf die untere Hälfte des Betts gesetzt, und sein Gewicht drückte auf die von dem Laken verdeckten Beine der Detektivin. Jane lag auf dem Rücken.

Erstens wagte sie es nicht, sich zu rühren, zweitens konnte sie es nicht. Hätte sie den Kopf angehoben, so wäre sie mit der dünnen Haut an der Kehle genau an der Klinge entlanggestreift, die dann ihren Hals durchgetrennt hätte.

Dem Zwerg schien es Spaß zu bereiten, zwei Menschen unter Kontrolle zu halten. Er lachte meckernd, sein Mund war in die Breite gezogen, die Augen funkelten in verschiedenen düsteren Farben, als hätte man sie lackiert.

»Nicht mehr weiter!« flüsterte er, als Sarah beinahe das Bett erreicht hatte. Er winkte mit seinem freien Arm, und die Frau hatte den Eindruck, daß dieser im Verhältnis zum Körper des Mannes überproportional groß war.

Sarah blieb stehen.

Der Zwerg gab ein Geräusch von sich, das sie schütteln ließ. Es war ein tiefes, widerlich klingendes Schmatzen, als wollte er seinen wiedergekäuten Speichel noch einmal schlucken.

»Dir gehört das Haus, wie?«

Sarah nickte.

»Es ist schön!« flüsterte der Zwerg. Er bewegte dabei seinen Kopf, als wollte er sich noch einmal genau umschauen, ob seine Worte auch zutrafen. Dann lachte er. »Auch ein schönes Sterbezimmer. Ich denke soeben darüber nach, wen ich von, euch zuerst umbringen soll. Ich habe die Auswahl, die alte und die junge Frau.«

»Nehmen Sie mich!« sagte Lady Sarah ächzend. »Ich habe das Leben schon hinter mir.«

»Stimmt«, gab der Zwerg zu, »aber bei ihr habe ich es bequemer.« Er meinte damit Jane Collins, die die kalte Klinge der Machete an ihrem Hals spürte und nicht einmal wagte, mit den Mundwinkeln zu zucken. »Bei ihr brauche ich nur den leichten Druck, und es fließt Blut. Ich werde es auch tun, Alte, solltest du dich entschließen, euren gemeinsamen Freund um Hilfe zu rufen. Er kann und wird dir nicht helfen. Er soll erleben, wie es ist, wenn der Fluch meines Meisters jemand getroffen hat. Keiner entkommt ihm, auch euer Freund nicht. Wenn ich dieses Haus verlasse, bleiben drei Tote zurück. Der Meister hat mir freigegeben. Ich darf mich für die erlittene Schmach retten, und das werde ich auch genüßlich tun, darauf könnt ihr euch verlassen.«

Lady Sarah konnte nicht reden. Was immer sie auch sagte, es war sicherlich verkehrt. Der Zwerg hielt mit seiner verdammten Machete alle Trümpfe in der Hand.

Sie schaute in Janes Gesicht.

Es war starr, völlig ohne Ausdruck. Nichts spiegelte sich darin wider. Die Detektivin sah aus wie eine Person, die sich völlig aufgegeben hatte. Ein Mensch, der nicht mehr an die Hoffnung glaubte, dem alles

egal war.

Das stimmte nur bedingt oder äußerlich gesehen, denn Jane war sich über die Lage schon im klaren.

Sie machte sich ihre Gedanken, sie suchte auch nach einer Möglichkeit, wie sie aus dieser lebensgefährlichen Klemme herauskommen konnte.

Mit einer schnellen, reflexhaften Bewegung war es nicht getan. Damit wäre ihr der Tod sicher. Es mußte eine andere Möglichkeit geben. Sie hatte auch Zeit genug gehabt, diesen Gnom einzuschätzen. Sie war natürlich sauer, daß es ihm gelungen war, in das Haus einzudringen und sie dann noch in ihrem Zimmer zu überraschen. Das hätte sie durch den Traum vorhersehen müssen, doch sie war einfach zu benommen gewesen und hatte an das Schlimmste nicht gedacht.

Der Zwerg roch!

Es war ein fremder Geruch. So widerlich streng, nach Metall und altem Gras stinkend, nach verfaulten Körpern und stockigem Blut.

Das alles mischte sich zusammen und nahm ihr beinahe den Atem. Luft holte sie nur durch die Nase, und dies auch noch ganz vorsichtig. Auf keinen Fall wollte sie dem anderen eine Chance geben, sie zu töten. Äußerlich wirkte sie ruhig. In ihrem Innern jedoch sah es anders aus. Vor allen Dingen in ihrem Kopf, wo sich die Gedanken wie Blitze bewegten und versuchten, eine Lösung zu finden.

Es gab keinen Ausweg.

Jedenfalls nicht auf dem normalen Weg. Das stand für die Detektivin fest.

Und auf dem unnormalen?

Das Wort war vielleicht falsch. Sie formulierte es anders, und ihr fiel dabei der Begriff *magisch* ein.

Sie dachte daran, daß sie einmal eine Hexe gewesen war. Keine positive, sondern eine, die auf der anderen Seite gestanden hatte. Auf der des Satans.

Zwar war sie davon befreit worden, aber es gab noch Reste, die in ihrem Körper steckten. Latente Hexenkräfte, Power einer schwarzmagischen Macht, eine Kraft, die sie nur in bestimmten Streßsituationen einsetzen konnte.

Wie diese?

Jane hoffte es. Sie arbeitete darauf hin, die Flamme der alten Kraft einsetzen zu können. Nichts anderes wollte sie tun. Sie mußte es auf diesem Wege versuchen.

Gewalt gegen Psyche!

Nur das war es, nur das zählte.

Der dämonische Zwerg war nicht abgelenkt, aber er unterhielt sich doch mit Lady Sarah und widmete Jane nicht nur seine gesamte Aufmerksamkeit.

Sie startete den ersten Versuch und entspannte sich. Jane Collins wollte dabei locker sein, sie mußte es sogar, sonst gelang es ihr nie, aus dieser Klemme herauszukommen.

Sie kämpfte innerlich.

Ihre Augen fielen zu.

Durch nichts durfte sie sich ablenken lassen, auch nicht durch Worte, die so tödlich klangen.

Es gab da tief in ihr etwas, das ihr überlassen oder als Erbe mitgegeben worden war. Sie erinnerte sich an eine Szene, als es ihr gelungen war, dank ihrer geistigen Kraft, von Fesseln zu befreien. Sie hatte die Stricke sogar brennen lassen, so daß sie wie feurige Würmer durch die Luft flogen.

Kampf!

Sie nahm ihn auf.

Konzentration!

Jane sank in sich zusammen, auch wenn sie äußerlich nach wie vor bewegungslos dalag. Aber ihre Seele verwandelte sich in ein regelrechtes Sammelbecken, und sie holte dort hervor, was ihr als Erbe hinterlassen worden war.

Dabei gelang es ihr auch, sich auf einen bestimmten Gegenstand zu konzentrieren. Es war nicht die Machete, nein, sie wollte direkt alles, den verdammten Zwerg.

Teleportation. Das Bewegen von Gegenständen durch rein geistige Kräfte. Das war ihr in den Sinn gekommen, und sie schwor sich, es auch durchzuführen.

Sie würde es packen, es ging kein Weg daran vorbei. Es war die einzige Chance.

Noch genoß Nummer drei, wie sich der Zwerg nannte, die Lage. Er weidete sich am Zustand der älteren Frau, die nur dastand und nicht wußte, was sie tun sollte.

So etwas freute ihn. Das machte diese kleine, böse Bestie direkt happy, und die Augen strahlten noch stärker. Er freute sich auf die Bluttat, er sah die beiden Frauen im Geiste tot auf dem Boden liegen, und aus seinem breiten Maul drang ein zufriedenes Knurren.

»Du!« sagte er.

Lady Sarah wußte im ersten Moment nicht, wer gemeint war. Sie zuckte nur zurück - und blieb in der Bewegung hängen, als der Finger auf sie zeigte. »Dich nehme ich zuerst!«

»Ja, aber laß Jane…« Der Zwerg lachte.

Blitzartig schwang er seine mörderische Machete herum, um sie gegen Sarah zu führen. Der Schlag sollte töten, er hätte es auch getan, doch in dieser entscheidenden Sekunde griff Jane Collins ein…

***

Sie hatte es geschafft und genau den richtigen Zeitpunkt abgewartet, um zuschlagen zu können.

Es war ein Treffer wie ein Sturmwind, wie mit dem Hammer geführt. Die andere Kraft sprang förmlich aus ihr hervor. In der höchsten Not war sie mobilisiert worden und fegte nun über den Zwerg hinweg. Sie griff zu wie mit eisernen Klauen, und sie schaffte es innerhalb einer winzigen Zeitspanne, den Körper in die Höhe zu wuchten.

Die Machete hatte sich schon auf dem Weg befunden. Aber durch den plötzlichen Ruck war sie außer Tritt gekommen, und sie wirbelte - zusammen mit dem Arm - torkelnd der Decke entgegen.

Auch der Zwerg war in die Höhe gerissen worden. Zusammen mit der Waffe prallte er gegen die Decke, er schrie dabei wie ein kleines Kind oder wie jemand, dem die Arme und Beine aus dem Körper gerissen worden waren. Das Brüllen steigerte sich zu einem Furiosum, er klebte an der Decke fest, drehte sich dort und wurde durch Janes Kräfte weitergetrieben, weg vom Bett.

Es kostete Jane Collins eine irrsinnige Energie, die Kraft aufrechtzuerhalten. Aber sie schaffte es.

Sie hätte jubeln können, als der sich drehende Zwerg immer weiter auf die Tür zuglitt und dort für einen Moment festhing.

Dann fiel er nach unten.

Als schreiendes, zuckendes und trampelndes Etwas. Jane hatte sich aufgesetzt und die Beine aus dem Bett geschwungen. Mit einem beinahe krakenartigen Griff schaffte sie es, Lady Sarah zu packen und zu sich aufs Bett zu zerren, damit sie von dem fallenden Körper nicht erwischt werden konnte.

Es war wunderbar, es war phantastisch. Sie konnte nicht nachvollziehen, welche Gedanken ihr durch den Kopf strömten, aber sie war plötzlich happy, wenn auch erschöpft.

Der Zwerg lag am Boden.

Er stöhnte. Er wirkte wie eine übergroße häßliche Kröte, als er seine Waffe zugleich mit den Beinen anzog, sich mit den Knien abstemmte und plötzlich in die Höhe sprang.

Lady Sarah stieß einen leisen Schrei aus.

Wieder drehte sich der Zwerg auf der Stelle, und wieder schimmerte die Waffe wie eine lange Spiegelscherbe. Seine Mordlust war ungebrochen, die Glieder seines Körpers schienen aus Gummi zu bestehen.

»Ich töte euch!« kreischte er.

Genau in dem Augenblick flog die Tür auf!

***

Es wirkte wie abgesprochen, wie im Kino, wie im Theaterstück oder im Roman.

Da tauchte der Retter in letzter Minute auf, aber es stand nicht fest, daß ich die beiden Frauen auch retten konnte. Ich hatte einen Fehler begangen, ich hätte die Beretta unterwegs ziehen sollen. Leider hatte ich es versäumt, und ich griff mit den Füßen an.

In der Luft liegend wuchtete ich die Beine gegen die rechte Seite des kleinen Monsters. Der Zwerg kippte nach links, schlug auf den Boden, beide Arme wirbelten hoch.

Wie ein Gummimännchen kam er auf die Beine. Diesmal war ich vorbereitet und hatte mich auch von dem Gedanken befreit, einen Menschen vor mir zu haben.

Ich schoß.

Seine breite Brust war nicht zu verfehlen. Sie fing die geweihte Silberkugel auf. Sie hämmerte tief hinein, und sie würde ihre Kraft gegen die seine stellen.

Nummer drei kam zu keinem Schlag mehr. Die Kraft des Silbers zerstörte ihn.

Ich rechnete damit, daß er zusammenfallen und zu Asche werden würde, das passierte nicht.

Vorsichtig und noch immer mit schußbereiter Waffe war ich an ihn herangetreten. Auf dem Weg dorthin hörte ich ein zischendes Geräusch, und einen Moment später geschah das Unfaßbare.

Der Zwerg löste sich vor meinen Augen auf.

Er wurde zu einem Nichts, zu Gas, zu Luft. Etwas drängte aus seiner Kutte. Ich sah eine lange Staubfahne, aber ich sah gleichzeitig noch einen deformierten Körper in dieser zischenden Fahne.

Es war der Körper des Zwergs, die Kraft hatte ihn in die Länge gezogen, so daß er aussah wie eine kantige Flasche. Sogar sein Gesicht konnte ich erkennen, aber die Fahne strömte gegen die Decke, wurde dort zusammengedrückt und war dann verschwunden.

Zurück blieb die Kleidung…

Ich schnaufte, wischte mir den Schweiß von der Stirn und drehte mich gleichzeitig um.

Lady Sarah und Jane saßen auf dem Bett, als hätten man sie in Stein verwandelt. Die Horror-Oma hatte noch eine Hand gegen ihre Brust gelegt, wie jemand, der seinen eigenen Herzschlag prüfte.

Ich steckte die Waffe weg, bevor ich den beiden Frauen zunickte. »Das ist es gewesen.«

Beide konnten nicht sprechen. Aber die Starre wich, und sie wirkten erleichtert.

»Nun?« fragte ich. »Da haben wir wohl alle drei geschlafen, denke ich mal.«

»Vielleicht«, murmelte Sarah und schaute mich vorwurfsvoll an. Ich wußte, worauf sie hinauswollte. Ich hätte mehr von Janes Träumen halten sollen, es war ja deutlich genug gewesen.

»Es hat ja noch geklappt«, murmelte ich, holte mir einen Stuhl herbei und schaltete auch eine Wandleuchte ein, denn im Halbdunkel wollte ich nicht hocken.

Jane Collins zitterte plötzlich. So, als hätte man sie in kaltes Wasser getaucht. Sie konnte nicht reden, auch wenn sie es versuchte. Ihr Mund stand zwar offen, aber es war kein Wort zu hören.

»Ich habe es geschafft!« flüsterte sie nach einer Weile. »Ich habe es tatsächlich geschafft. Es ist mir gelungen. Ich bin raus aus dieser Lage. Ich habe sie aktivieren können.«

»Deine Kräfte?« fragte Lady Sarah und streichelte Jane dabei.

»Ja, Sarah, sie.« Die Detektivin lächelte und schüttelte dabei den Kopf. »Es war fast unmöglich, und ich habe selbst nicht mehr daran geglaubt, daß es passen würde, aber die Flamme ist noch da. Sie war ein Flämmchen, doch ich habe sie entfachen können. Nur fühle ich mich jetzt, als hätte man mich durch die Mangel gedreht. Wie jemand, der kaum noch stehen kann.«

»Das geht vorbei«, sagte ich.

»Und wie war es bei dir, du Lebensretter?« fragte Sarah, wobei sie mich anstrahlte, als hätte sie mich soeben als einen neuen Ehemann ausgesucht.

»Es war gut.«

»Wieso?«

»Ich las ›Das Haus am Meer‹!«

»Und?«

Ich hob die Schultern und legte meine Stirn in Falten. »Was soll ich dazu sagen? Das Buch hat mich fasziniert, weil es so etwas wie eine Biographie gewesen ist. Die Heldin hieß zwar Rosanna, tatsächlich aber ist es Erica gewesen, das habe ich sofort herausgefunden. Und die Heldin des Buchs hat in ihrem Leben dermaßen viele und schreckliche Schicksalsschläge erlitten, daß ihr quasi nichts anderes blieb, als in den Tod zu gehen. Es war der einzige, für sie logische Ausweg, nachdem sie es nicht geschafft hat, ihre Mutter zu finden.«

»Aber ihren Vater doch«, sagte Sarah.

»Ja, Zacharias.«

Jane begriff nichts, und das erklärte sie uns auch. Sie machte uns indirekt Vorwürfe, daß wir sie nicht eingeweiht hatten, aber das holte ich nach und erlebte eine staunende Detektivin, die den Kopf schüttelte und flüstert: »Das gibt es doch nicht!«

»Ich habe nicht gelogen, Jane.«

Sie schlug für einen Moment die Hände vor ihr Gesicht, als könnte sie mich nicht mehr ansehen.

»Du bist verflucht worden, John? Du…?«

»Wenn ich es dir sage.«

Janes Hände lagen jetzt wieder auf der Decke. Sie blickte sie an, als

könnte sie dort etwas über einen Fluch lesen. Der aber befand sich in meiner Hand. Allerdings fehlte mir jetzt das Gesicht, um Jane den Beweis zu präsentieren.

Sekunden später war alles anders. Es begann mit dem Kribbeln, das sich immer mehr verstärkte.

Dann strich das Brennen über meine Handfläche, es wurde zu einem scharfen Beißen und Jucken.

Ich sprang auf. Der Lichtschalter an der Tür war nur wenige Schritte entfernt. Als die Deckenleuchte strahlte, war es so hell im Zimmer, daß die beiden Frauen meine Hand sehen konnten.

Sie staunten.

Selbst Sarah, die das Phänomen kannte, schrak zusammen, und Jane wußte nicht, was sie sagen sollte. Ihr Mund hatte sich geöffnet, sie saugte den Atem ein, die Augen waren groß geworden, und tief aus ihrer Kehle drang ein leises Stöhnen.

»Der Fluch«, flüsterte ich.

Die »Hand« gab mir Antwort. Zuerst durch ein Lachen, dann durch Worte. »Ja, du hast recht. Es ist der Fluch gewesen. Der verdammte Fluch, Sinclair. Für dich verdammt, für mich nicht. Ich liebe ihn, verstehst du? Der Fluch ist da. Du hast es nicht geschafft, ihn zu vertreiben, Sinclair. Du hast einen meiner Freunde getötet, das weiß ich, und ich sage dir, daß du dafür büßen wirst. Dieser Fluch wird dich treffen, er wird dich immer wieder treffen. Es wird wie ein Stich in deinem Körper sein. Du wirst es nicht schaffen, ihm zu entwischen, denn du hast versagt. Und ich habe mir vorgenommen, Versager zu bestrafen.«

»Wer bist du?« fragte ich ihn. »Selbst deine eigene Tochter kam mit dir nicht zurecht. Ich will wissen, woher du kommst, Zacharias. Du hast Kontakt mit Zebulon gehabt. Bist du jemand, der ebenfalls träumt?«

»Ich bin eine Legende.«

»Wie deine Zwerge?«

»Auch.«

»Einer hat sich aufgelöst.«

»Ich weiß es. Er stand nicht mehr unter meiner Macht. Er ist eine Figur, er besteht aus Stein, in den Leben eingehaucht wurde. Wir halten die Natur besetzt. Wir sind es letztendlich, die herrschen. Wir - aus dem alten Volk…«

Das Gesicht verschwand, bevor ich weiterhin eine Frage stellen konnte. Ich sah wieder die Schlieren, die ineinanderglitten, und plötzlich war die Handfläche leer.

Zwei Frauen schauten mich kopfschüttelnd an. Sie wußten beide nicht, was sie dazu sagen sollten.

Sie schauten mich an, als hätte ich sie vor den Kopf geschlagen, bis

Lady Sarah meinte: »Du und wir müssen es akzeptieren - oder?«
Für einen Moment sah ich ins Leere. »Akzeptieren?« fragte ich. »Was sollen wir akzeptieren?«
Sarah war unsicher. »Gehst du denn noch immer davon aus, daß du deine Hand von diesem Fluch befreien kannst?«
»Und ob.«
»Wie? Das Kreuz hat es nicht geschafft, John.«
»Stimmt. Ich hatte es nicht aktiviert. Ich habe nur einfach so versucht, das Gebilde zu zerstören. Es muß die Kraft gespürt haben, denn es hat sich sehr schnell zurückgezogen.« Ich winkte ab. »Was soll's? Wir werden schon Sieger bleiben.«
Sarah hob die Schultern. »Das sagt sich so einfach. Aber ich kenne ja deinen Optimismus, und ich weiß auch, daß du immer deine eigenen Pläne machst. Sicherlich auch hier. Deshalb frage ich dich, wie es bei dir weitergehen soll.«
»Ich bleibe auf keinen Fall hier.«
»Und wo willst du hin?«
»Wieder zurück zum Haus an den Klippen. In dieser Gegend hält er sich auf. Alles deutet darauf hin, daß er dort seine Heimat gefunden hat. Da werde ich auch die Lösung des Rätsels finden, und ihr dürft nicht vergessen, daß sich nahe des Hauses Erica Saleri die Klippen hinabgestürzt hat. Zacharias ist in einem Felsen eingeschlossen, wobei er die Kraft besitzt, das Gestein zu öffnen. Ihr könnt es sehen, wie ihr wollt. Möglicherweise haben lebende Legenden die Angewohnheit, so etwas zu tun. Ich kenne mich da nicht so recht aus.«
Jane meldete sich wieder. »Du willst doch nicht allein dort hinfahren, denke ich.«
»Nein. Ich werde Suko mitnehmen.«
»Weiß er Bescheid?«
»Ich werde es ihm noch in dieser Nacht sagen. Zu zweit werden wir den Herrn der Legenden schon in seine Grenzen weisen können.«
Jane schaute mich an, als wollte sie mir nicht glauben, und Sarah schüttelte auch den Kopf. »Ich weiß nicht, John, aber machst du es dir nicht zu einfach?«
»Wie kommst du darauf?«
»Hast du mir nicht von dem Gesicht in den Wolken berichtet?«
»In den Wolken?« schnappte Jane.
Ich nickte. »Es zeigte sich als Schattengesicht in den Wolken. Es sah etwas deformiert aus, als wäre es an verschiedenen Seiten eingeschlagen worden. Dieser Zacharias ist in der Lage, sein Gesicht auch zu projizieren. Er muß wirklich außergewöhnliche Kräfte besitzen. Ich würde wer weiß was darum geben, um hinter sein Geheimnis zu kommen. Leider sind da noch zu viele Mauern vorgebaut worden. Aber die lassen sich durchbrechen, darauf könnt

ihr euch verlassen.«

»Hoffentlich«, murmelte Jane.

Sehr optimistisch sah sie nicht aus. Ich setzte mich zu ihr aufs Bett und lächelte sie an. »Du siehst alles zu tragisch, Mädchen, glaub mir. Es ist ein Fall wie jeder andere, nur werde ich durch ihn begleitet.«

»Ja, das sieht man.«

Ich strich über ihr Haar, und sie lehnte ihren Kopf an meine Schulter. »John, ich habe Angst«, erklärte sie mit leiser Stimme, die im Hals kratzte. »Ich habe wirklich Angst davor, daß du einen bleibenden Schaden davontragen wirst.«

»Warum?«

»Das Gesicht in deiner Hand. Es kann erscheinen, wann immer es will. Es hat eine Kontrolle über dich erlangt. Es kann sich und auch dich manipulieren. Ich befürchte, daß es seine wahren Kräfte noch gar nicht ausgespielt hat. Es läßt dich noch im unklaren. Du wirst erleben, daß der dicke Hammer noch nachkommt.«

»Ja, kann sein.«

Diesmal traute sie sich, meine Hand zu umfassen. »Deshalb möchte ich dich bitten, nur vorsichtig zu sein. Dieser Zacharias scheint mir ein Gegner zu sein, den du nicht fassen kannst. Er sitzt in einem Felsen, und nur er kann bestimmen, wann er hinauswill und wen er hinausläßt. Du bist gegen ihn ein Nichts.«

»So schlimm sehe ich das nicht.«

»Aber ich. Wenn ich mich besser fühlen würde, wäre ich gern dabei. Kannst du nicht warten, bis ich…?«

»Nein, ich werde jetzt gehen.« Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß es ziemlich spät geworden war.

»Aber ich lasse von mir hören.«

Jane umarmte mich noch. Ihre Wangen waren wirklich heiß. Sie brannten wie im Fieber. Durch ihre Aktion hatte sie sehr viel Kraft verloren, aber ihr war auch ein Sieg gelungen, und das würde sie, so hoffte ich, wieder aufheitern.

Lady Sarah brachte mich bis zur Haustür. Auch sie teilte mir noch einmal ihre Sorge mit, und ich mußte ihr hoch und heilig versprechen, Suko mitzunehmen.

»Das hatte ich sowieso vorgehabt.«

»Dann sehen wir uns?«

»Klar, ich lasse von mir hören.«

»Wie wirst du aussehen?«

Ich küßte sie auf beide Wangen. »So wie immer, denke ich. Und auch ohne ein zweites Gesicht…«

***

Es hatte noch gedauert, bis es mir gelungen war, ins Bett zu gehen.

Suko und Shao waren aus allen Wolken gefallen, als ich ihnen von diesem neuen Fall berichtet hatte. Sie konnten es kaum glauben, sie waren immer wieder damit beschäftigt, neue Fragen zu stellen, auf die sie keine richtigen Antworten bekommen konnten. Suko wollte natürlich mit. Allein hätte er mich auf keinen Fall fahren lassen, das erklärte er mir immer wieder.

Wir wollten uns am nächsten Morgen auf die Reise machen. Ich für meinen Teil war ziemlich müde und froh darüber, im eigenen Bett liegen zu können.

Nur fand ich keinen Schlaf.

Wie so oft lag ich auf dem Rücken, den Blick zur Decke gerichtet, die sich sehr schwach abzeichnete. Sie war wie ein grauer starrer Himmel, der allerdings nicht so blieb, denn ich hatte plötzlich den Eindruck, als wären Schatten dabei, über den »Himmel« zu segeln. Große, düstere Schatten, sehr wolkig, die sich dann aber zusammenzogen, als wollten sie ein Bild herstellen. Sie liefen, sie glitten, sie drangen aufeinander zu, sie berührten und vermengten sich, so daß immer neue Gebilde entstanden und ich den Eindruck bekam, einen Film zu sehen. Die Bilder waren großartig, sie paßten aber nicht zu der Decke, weil diese von den Ausmaßen regelrecht überrollt wurden.

Ich zwinkerte einige Male mit den Augen, weil ich mir das Bild nicht erklären konnte, dann strich ich über mein Gesicht, blickte wieder hoch, doch es war geblieben.

Keine Einbildung. Die Decke bewegte sich. Ich glaubte sogar, innerhalb der Schatten ein bestimmtes, Gesicht zu sehen, eben die dicke Fratze des Zacharias.

Grinsend schaute sie auf mich herab. Der böse Blick bannte mich, ich sah um das Gesicht herum die Bewegungen, und plötzlich entstanden daraus andere Gesichter.

Die Zwerge glotzten ebenfalls nieder. Zacharias hatte es wieder geschafft, sie in seinen Bann zu ziehen und sogar zu transportieren. Sie waren bei mir, sie schauten herab. Sie glotzten böse und hatten ihre Mäuler zu einem scharfen Grinsen verzogen.

War ich wach?

Es kam mir nicht so vor.

Zwar lag ich auf meinem Bett, aber die Unterlage spürte ich nicht direkt, denn sie kam mir vor, als wäre sie ein Wasserbett, das mit mir wegschwimmen sollte.

Die Decke wurde nicht normal. Die Schatten blieben, sie wellten sich, sie tanzten, sie waren einfach nicht zu fassen. Manchmal lösten sie sich auch, um auf mich niederzufallen. Da kam ich mir vor, als sollte ich von ihnen erdrückt werden.

Ich hörte mich atmen.

Es waren keine normalen Atemzüge. Viel zu laut strömte die Luft aus

meinen Lungen. Atmen und keuchen, wobei sich gleichzeitig noch mein Magen zusammenzog und ich auch merkte, daß mit meinem Herzschlag einiges nicht in Ordnung war.

Meine Hände waren feucht geworden. Ich hob mühsam den linken Arm und drehte die Hand, so daß ich auf die Fläche schauen konnte. Soviel ich in der Dunkelheit erkannte, hatte sie sich nicht verändert. Kein Gesicht zeichnete sich dort ab.

Es war ja an der Decke, gegen die ich wieder schaute - und nichts mehr sah. Glatt und normal, wie es sein mußte, lag sie über mir. Als wäre sie gerade noch gestrichen worden.

Ich selbst fühlte mich dumpf und gleichzeitig müde. So mußte jemand sein, den man eingepackt hatte. Lethargisch, kaputt. Dabei sank ich immer tiefer in das Bett. Ich schreckte auch hoch, als mein Fuß zuckte, danach sackte ich wieder weg und fiel hinein in einen tiefen Schlaf.

Etwas brannte.

Schreckliches Feuer durchtoste meinen linken Arm. Ich schlief noch immer, aber ich spürte die Schmerzen wie ein wacher Mensch. Das Feuer loderte und brannte. Es war wie eine schreckliche Botschaft aus der Hölle, die mich erwischt hatte, und ich selbst hörte mich unter der Kraft dieser Flamme stöhnen.

Ich hätte jetzt eigentlich wach werden müssen, aber der Schlaf war wie eine Krake, der mich festhielt und dabei noch tiefer zerrte. Hinein in ein Land, in dem es nur das Feuer gab, das sich hin und wieder mit der Dunkelheit vermischte.

Traum oder Wahrheit?

Ich wußte es nicht zu sagen. Noch immer lag ich da, ohne mich rühren zu können, die schattigen Fesseln hielten mich fest wie starke Bänder. In meinem Kopf rumorte es, dennoch schaffte ich es nicht, mich aus dem Trauma zu lösen.

Ich sackte weg.

Die Hand brannte. Sie löste sich von meinem Körper zusammen mit dem Arm. Ich sah sie vor meinem Gesicht hinweghuschen, als wollte sie für immer verschwinden. Hineintaumeln in ein anderes Reich, das zur Unendlichkeit einer dämonischen Macht zählte.

Meine Brust brannte plötzlich. Das Brennen konzentrierte sich auf eine bestimmte Stelle, die ich genau lokalisieren konnte, denn dort lag mein Kreuz.

Es entwickelte gewisse Abwehrkräfte, das schaffte ich ohne weiteres, nachzuvollziehen, aber es riß mich leider nicht aus meinem verfluchten Zustand heraus. Noch immer war ich darin tief gefangen und durchlebte eine Hölle.

Das Brennen blieb.

Diesmal war meine Hand wieder an den Arm »angepappt« worden.

Der Druck wich auch zurück.
Dieser unheimliche Alptraum hielt mich nicht so fest in seinen Klauen. Irgend etwas war vorhanden, das mich wieder in die Höhe schob.
Stück für Stück gelang es mir, der verdammten Tiefe zu entkommen. Ich war in der Lage, wieder durchzuatmen, mir ging es besser, auch wenn ich noch das Nachbrennen auf meinem Handteller spürte. Aber ich kam wieder zurecht.
Plötzlich schlug ich die Augen auf.
So überraschend für mich, daß ich im ersten Moment nicht begriff, wo genau ich mich befand. Zwei Dinge allerdings stellte ich sofort fest. Vom Kopf bis zu den Füßen war ich in Schweiß gebadet.
Dieser verfluchte Alptraum hatte mich wahnsinnig angestrengt. Und es war etwas mit meiner Hand geschehen.
Das Brennen war noch immer da. Zwar wußte ich nicht genau, wie stark sie während meines unruhigen und alptraumhaften Schlafs gebrannt hatte, aber in einer derartigen Stärke hatte ich sie noch nie erlebt. So mußte es jemandem ergehen, dem die Haut allmählich in Streifen abgezogen wurde.
Noch immer lag ich auf dem Rücken. Das Laken unter mir war durchgeschwitzt, mein Schlafanzug auch.
Dem linken Arm ging es nicht gut.
Ich wollte ihn anheben und schaffte es nicht. Er schien sein Gewicht verdoppelt zu haben, als ich ihn dann anheben wollte, spürte ich nur ein heftiges Zucken, mehr nicht. Flach und platt blieb er auf dem Laken liegen.
Ich fluchte innerlich und schimpfte mich selbst aus. Damit unterdrückte ich einen Teil der Angst davor, daß mein Arm unbrauchbar gemacht worden war.
Dem Herrn der Legenden traute ich das alles zu. Er war in seinem Haß unberechenbar.
Reiß dich zusammen! machte ich mir selbst Mut. Reiß dich endlich zusammen. Jammere hier nicht herum wie ein kleiner Junge. Du bist ein erwachsener Mensch. Du hast alles durchgemacht, was es durchzumachen gibt. Nur nicht aufgeben!
Ich bekam den Arm hoch, auch wenn es mich eine unwahrscheinliche Mühe kostete. Den Ellbogen benutzte ich als Stütze. Als der Arm aufrecht stand, versuchte ich es mit einer Drehung, denn alles ging von der Handfläche aus.
Ich fürchtete mich davor, sie anzuschauen. Zwar wußte ich nicht genau, was mich erwartete, es konnte schlimm werden, denn das Brennen hatte kaum nachgelassen.
Mühsam drehte ich die Hand, und ebenso mühsam wandte ich auch den Kopf.

Der Schrei blieb in meiner Kehle stecken. Es wäre ein Schrei der Wut gewesen, denn diesmal sah ich das verdammte Gesicht überdeutlich. Aber auch anders als sonst, denn es zeigte eine tiefrote, blutige Farbe, als wäre es mit dem Feuer der Hölle gefüllt.

Eine Fratze, dämonisch und grausam, mit Augen, die ebenfalls rot glühten, und einem Maul, das sich verzog, bevor es die ersten Worte ausstieß.

»Du hast den Kampf haben wollen, Sinclair. Du hast ihn haben wollen, und ich habe ihn angenommen…«

»Gib auf, Zacharias!« keuchte ich die Fratze an. »Gib auf, denn du kannst nicht gewinnen!«

Er lachte.

Es war ein schreckliches, ein lautloses Lachen, und trotzdem geisterte es mir als böses Echo durch die Ohren. Ich wollte mich nicht fertigmachen lassen.

Den rechten Arm hatte ich angehoben und führte die Hand meinem Nacken zu, wo die kleine Kette hing. Ich brauchte nur an ihr zu rupfen, dann würde das Kreuz im Freien liegen. Dieser Alptraum hatte für eine Änderung meines Plans gesorgt. Ich war fest entschlossen, in dieser Nacht aufs Ganze zu gehen und das zu zerstören, was sich auf meiner Handfläche zeigte.

Dazu kam ich nicht mehr.

Noch einmal schrie ich auf, weil sich ein Feuerstoß in meine Handfläche brannte, als sollten Haut, Muskeln, Fleisch und Sehnen zerrissen werden.

Wenig später konnte ich aufatmen!

Es gab keine Fratze mehr. Ich schaute auf meine normale Handfläche, wie schon so oft.

Entspannen. Die Luft rauslassen. Froh sein, daß alles glattgegangen war.

Ich wollte dies tun, ich wollte mich auch freuen, aber ich war zu erschöpft.

Diesmal erwischte mich der richtige Schlaf, der sogar die Bezeichnung erholsam verdiente…

***

Mitten in der Nacht schwamm ein Gesicht vor mir. Jemand hielt meine Schultern umklammert und schüttelte mich durch. Ich brauchte diesmal Zeit, um mich zurechtzufinden, und als ich die Augen ganz aufschlug, hörte ich Sukos Stimme.

»Ja, so ergeht es wohl jedem, wenn man älter wird. Erst große Klappe haben und dann einfach einschlafen.«

»Wie spät ist es denn?« murmelte ich.

»Zu spät, um pünktlich abfahren zu können.«

Ich setzte mich auf. Noch immer ziemlich benommen, und mein erster Blick galt der Hand.

Es war nichts mehr zu sehen. Kein Rest, auch keine Veränderung der Haut. Dabei hatte sie sich in der Nacht angefühlt, als wäre mir die Hälfte der Hand einfach weggebrannt worden.

Nun wäre ich mir lächerlich vorgekommen, hätte ich Suko von diesem Erlebnis berichtet.

Ich tat es trotzdem.

Mein Freund blieb stumm. Er schaute mich ernst an. »Jedenfalls solltest du damit nicht spaßen«, sagte er.

»Das tue ich auch nicht.«

Er räusperte sich. »Ich habe nach deinem Besuch noch mit Shao über den Fall diskutiert. Abgesehen davon, daß du keine angenehme Nacht gehabt hast, dürfen wir diesen Zauber auf keinen Fall auf die leichte Schulter nehmen. Shao erinnerte sich an Fälle aus unserer Heimat, wo es zu ähnlichen Vorkommnissen kam. Da haben Menschen Gesichter in Teetassen gesehen, in Fenstern, in Spiegeln, und diese Menschen sind völlig verändert worden. Das reichte bis hin zum Wahnsinn, und die letzte Konsequenz war leider der Tod.«

»Brachte man sie um?«

»Ich denke schon. Außerdem muß ich dir den Vorwurf machen, daß du nicht zu mir gekommen bist. Gemeinsam hätten wir diesen verfluchten Zauber schon bekämpfen können.«

»Es ging nicht. Ihr wart nicht da.«

»Stimmt leider.«

Ich ging in die Dusche. Die ersten Schritte fielen mir sehr schwer, aber dann klappte es besser. Es tat mir gut, in der Kabine zu stehen und die heißen Strahlen auf meinem Körper zu spüren. Ich seifte mich kräftig ein, auch meine Hand, aber die Reinigung, die ich mir vorgestellt hatte, würde ich so nicht erreichen.

Suko wartete in der Küche, wo er ein Ei in die Pfanne geschlagen hatte. Ich wollte nichts essen, mein Freund ließ nicht locker, und da er auch Kaffee gekocht hatte, ließ ich mich dazu überreden, den Magen zu füllen.

»Wir nehmen meinen Wagen«, sagte er.

»Ist gut.«

»Hast du etwas dagegen, wenn jemand mitfährt?«

Ich schielte ihn an. »Denkst du da an eine Frau namens Shao?«

»Genau.«

»Meinetwegen. Ich hoffe nur, daß es nicht zu gefährlich wird. Wir dürfen diesen Herrn der Legenden nicht unterschätzen. Zudem dürfen wir ferner nicht vergessen, daß er nicht allein ist. Er hat diese kleinen, bösen Bestien, die Zwerge an seiner Seite, und sie gehen über Leichen. Die hacken mit ihren Macheten alles kurz und klein.« Ich schluckte

und sprach weiter. »Dabei glaube ich daran, daß sie nicht aus Fleisch und Blut bestehen, sondern aus Stein und sich trotzdem noch bewegen können. Das klingt zwar verrückt, aber ich habe schließlich mit ansehen können, wie einer dieser Bestien verging.«

»Alles klar.« Suko grinste. »Du kommst allein zurecht?«

»Warum denn nicht?«

»In deinem Alter, John.«

»Zieh ja Leine«, sagte ich grinsend.

»Sonst wird dich der große Zampano fressen.«

»Ich bin unverdaulich. Du schellst?«

»Geht in Ordnung.«

Suko winkte und verschwand.

Ich fühlte mich gut. Sogar so gut, daß ich mich auf einen erneuten Besuch beim Herrn der Legenden freute…

Das Wetter hatte sich glücklicherweise gehalten. Der Motorway war auch entsprechend leer, und Suko hatte seinen BMW endlich wieder scheuchen können.

Das Fahrzeug hatte er in einem Preisausschreiben gewonnen, er hegte und pflegte es wie damals die Harley, aber die Maschine vermißte er nur bei schönem Wetter, wie er mir selbst erklärt hatte.

Shao hatte es sich im Fond bequem gemacht und schlief sehr viel. Wir unterhielten uns deshalb nur leise, und als mir Suko den Vorschlag machte, die Augen zu schließen, kam ich dem gern nach.

Ich schlief wunderbar und erwachte erst, als wir zum Tanken gestoppt hatten. Ich stieg ebenfalls aus dem Wagen, um mir die Beine zu vertreten. Shao stand auch draußen. Sie trug eine Hose, einen Pullover und darüber einen senffarbenen Strickmantel. Ihr Haar hatte sie hochgebunden, sonst hätte es der Wind noch fortgeweht, denn er knallte uns ziemlich stürmisch an.

»Wieder wach, John?«

Ich rieb meine Augen. »Einigermaßen.«

Sie lächelte. »Und deine Hand?«

»Schau selbst hin.« Ich hielt sie ihr entgegen.

Shao betrachtete sie genau. »Ob du es mir glauben willst oder nicht, aber du hast trotz allem noch Glück gehabt, John.«

»Inwiefern?«

»Will ich dir sagen. Ich kenne es aus meiner Heimat. Böse Geister und Dämonen, die sehr mächtig sind und durch irgendwelche Umstände aus dem Geisterreich entflohen sind, suchen immer wieder nach Kraftquellen. Sie finden Menschen, setzen sich fest und saugen sie praktisch aus. Der Mensch wird schwach, und bei ihnen tritt das Gegenteil ein. Die Geister stärken sich, sie nehmen zu. Sie sind in der Lage, durch die Seele der Menschen mächtig zu werden, und dabei blähen sie sich förmlich auf.«

Aus ihren dunklen Augen blickte sie mich fragend an. »Hast du nichts davon gespürt, John?«
»Nein, was denn?«
»Das Verlassen der Kraft.«
»Überhaupt nicht. Ich fühle mich gut, abgesehen von der Müdigkeit, aber die schiebe ich anderen Dingen in die Schuhe.«
»Es kann schon der erste Schritt gewesen sein.«
»Das will ich nicht glauben.«
»Die Schattengesichter sind stark, und sie befinden sich immer auf der Suche nach neuen Menschen. Ich wundere mich nur darüber, daß hier in dieser Kultur so etwas geschehen ist. Das macht mich nachdenklich, denn bisher bin ich davon ausgegangen, daß sich diese Art von Raub nur auf den asiatischen Raum begrenzt.« Sie hob die Schultern. »Was will man aber machen? Die Welt der Geister ist eben international geworden. Jedenfalls muß das Gesicht zerstört werden, denn es wird immer nach einer Chance suchen, dich zu schwächen.«
»Das ist mir klar, Shao. Leider war das Gesicht bisher immer schneller als ich. Auch bei seinem letzten Erscheinen bin ich nicht dazu gekommen, das Kreuz zu aktivieren, aber wenn ich ehrlich sein soll, dann muß ich sagen, daß ich es auch gar nicht so recht wollte, komischerweise. Ich habe das Gefühl gehabt, den Kampf annehmen zu müssen. Ja, ich wollte ihn annehmen, ich wollte es dieser verfluchten Magie zeigen und mich nicht unterdrücken lassen.«
»Liebst du das Risiko?«
»Auch, Shao. Aber ich will einen Fall lösen. Und dieser Fall hat nicht nur etwas mit dem Gesicht zu tun. Da steht noch etwas anderes dahinter. Es gibt da den seltsamen Freitod einer Schriftstellerin. Er war praktisch der Aufhänger. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich mir nicht einmal sicher, ob diese jungen Frau überhaupt tot ist. Ich habe sie zwar die Klippen hinunter fallen sehen, wenig später aber sah ich sie so, als wäre nichts geschehen, in einem gläsernen Sarg. Und das will mir nicht in den Kopf.«
»Man kann dir etwas vorgespielt haben, John.«
»Auch möglich.«
»Bist du sicher, daß wir es im Haus herausfinden?«
»Das müssen wir.«
Suko kam zu uns. Er hatte gezahlt, nickte und fragte: »Können wir abdampfen?«
»Ich bin dafür.«
Shao lächelte ihm zu und erhielt einen Kuß. Was hatten die beiden mitmachen müssen! Seit einigen Wochen jedoch waren sie wieder zusammen. Danach hatte es zuerst nicht ausgesehen, denn durch den Einsatz magischer Tricks war Shao »tot« gewesen.
Was ihre andere Aufgabe anging, die Übernahme des Erbes der

Sonnengöttin, so wollte sie und so wollten wir erst einmal abwarten. Vielleicht tat sich da noch etwas. Und wenn es dann passierte, konnte sie noch immer eingreifen.

»Willst du fahren, John?«

»Muß ich das?«

»Nein.«

»Dann zisch ab.«

Suko schnallte sich an. »Und es bleibt dabei, daß wir zu diesem Schäferfahren?«

»Ja, zu Calvin Crichton. Man kann mit ihm auskommen, er ist wirklich okay. Nur hoffe ich sehr, daß sich die verfluchten Zwerge zurückgehalten haben. Ich möchte nicht erleben, daß wir seine Schafe in einem Meer von Blut liegen sehen.«

»Warum sollten sie das tun?« fragte Shao vom Rücksitz her.

Ich wartete mit der Antwort, bis Suko auf der rechten Spur der Überholspur, war. »Ganz einfach. Sie wollen ihn warnen, sich nicht einzumischen.«

»Auf diese Art und Weise?«

»Ja.«

Shao schwieg, und auch ich hielt den Mund. Wir hatten die Raststätte, an der ich zum erstenmal das Stigma in meiner Hand entdeckt hatte, längst passiert. Bristol lag vor uns, der Verkehr wurde dichter, und ich warf häufiger einen Blick auf die Uhr.

In der Dunkelheit wollte ich nicht eintreffen. Wenn Suko so weiterfuhr und die Autobahn nicht dicht wurde, konnten wir das Versprechen schon halten.

Südlich von Bristol verließen wir die Autobahn und fuhren über eine Küstenstraße.

Oft genug gestattete uns deren Verlauf einen phantastischen Blick hinaus auf den Bristol Channel.

Die Luft war klar, aber bis Cardiff, auf der anderen Seite der Bucht, konnten wir doch nicht schauen.

Cornwall und Wales wuchsen hier zusammen. Die Landschaft war herrlich, wie aus dem Bilderbuch. Hügel, kleine Berge, saftige Weiden, auch zahlreiche kleine Seen und Tümpel sowie alte Gemäuer und winzige Dörfer, in denen die Zeit stehengeblieben war.

Der grandiose Südwesten tat sich auf, als wollte er uns mit all seiner Weite schlucken.

Ich habe nicht mehr geschlafen, sondern spielte den perfekten Beifahrer. Den Weg hatte ich mir gut gemerkt, so konnte ich Suko die entsprechenden Anweisungen geben, denn irgendwann mußten wir von der Küste weg ins Land hinein, um auf einer kleinen Straße dann wieder in Richtung Meer zu fahren.

Wolken trieben über den Himmel, und ich dachte, wenn ich mir

dieses Bild anschaute, wieder an meinen Traum. Auch die Decke meines Zimmers hatte sehr wolkig ausgesehen, als hätte man mir ein Spiegelbild dessen schon vorab gezeigt, was ich nun zu sehen bekam.

Die schmale Abfahrt fand ich.

Suko rollte über eine Straße leicht bergab. Vor uns lag eine Mulde, und wir sahen, wenn wir genau hinschauten, die Hütte des Schäfers, die sich an einen Hang schmiegte.

»Sieht sehr ruhig aus«, bemerkte Suko.

»Zu ruhig?«

»Denkst du noch immer an die Zwerge?«

Ich nickte. »Die kann ich nicht vergessen.« Mit einer unbestimmten Handbewegung deutete ich nach vorn. »Ich habe sie erlebt, als sie die Schafe schlachten wollten. Es wäre ein fürchterliches Blutfest geworden, glaube mir.«

»Wollten sie nur warnen?«

»So sagte es Cal.«

Wir näherten uns dem Haus. Auch jetzt lag die Straße in völliger Ruhe. Etwas anderes hatte ich auch nicht kennengelernt, aber diese Ruhe schien mir nicht mehr normal sondern schon trügerisch zu sein. Vor dem Haus stoppten wir und stiegen aus. Niemand öffnete uns die Tür zur Begrüßung.

Es wies alles darauf hin, daß der Schäfer nicht da war. Suko und Shao schauten sich ebenso um, wie ich es tat, nur hob der Inspektor die Schultern und sagte: »Es tut mir leid, du scheinst dich geirrt zu haben. Niemand erwartet uns.«

»Abwarten.«

Es ging uns etwas besser, als wir das Blöken der Schafe hinter dem Haus hörten. Shao zeigte ein Lächeln. »Deine Besorgnis scheint unbegründet gewesen zu sein, John.«

»Das hoffe ich auch.«

Die Tür war wie immer offen. Ich bat Shao und Suko, erst einmal zu warten, denn mein ungutes Gefühl war noch immer nicht ganz verschwunden. Die Tür knarrte, als ich sie aufzog.

Den Geruch kannte ich.

Kalte, alte Asche, vermischt mit dem Geruch des Tabaks. Den Schäfer selbst sah ich nicht. Entweder streunte er draußen umher, oder er hielt sich in seinem kleinen Raum auf.

Ich rief nach ihm.

Keine Antwort.

Ich öffnete die Tür zum Nebenraum, aber auch dort bekam ich ihn nicht zu Gesicht.

Draußen warteten Shao und Suko. Sie schauten mich an, als ich die Schultern hob.

»Also nichts«, sagte Shao.

»Sieht ganz so aus.«
»Wo könnte er denn stecken?«
»Wir werden bei seiner Herde nachschauen.«
»Okay.«
Suko hatte noch eine Frage. »Bisher hast du von dieser Felswand immer nur gesprochen, John. Könntest du uns sie jetzt zeigen?«
»Sicher.« Ich drehte mich und streckte während der Bewegung noch meinen rechten Arm aus. »Seht ihr den Hang?« Als sie nickten, sprach ich weiter. »Wo er endet, beginnt die Wand. Diese graue Fläche, die sich schräg in die Höhe zieht.«
Suko konnte sich ein bissiges Grinsen nicht verkneifen. »Durchlässig sieht sie mir nicht gerade aus.«
»Ist sie auch nicht - normalerweise. Aber das kann sich ändern, und dies liegt im Ermessen eines gewissen Zacharias. Wenn er es für nötig hält, lädt er uns ein. Dann öffnet sich die Felswand wie ein Tor, und wir können in den Berg hineingehen.«
Suko nickte. Er hatte verstanden und sagte: »Sehen wir mal nach deinem Freund, dem Schäfer.«
Das Haus hatten wir schnell umrundet. Die Schafe verteilten sich auf einer Weide, die ebenfalls leicht anstieg. Vögel segelten durch die Luft und ließen sich von den Aufwinden treiben. Der Wind blies uns hier scharf in die Gesichter. Wir suchten das Gelände nach dem Schäfer ab. Ihn selbst sahen wir nicht, dafür seine Tiere, die uns anglotzten oder auch anblökten.
»Ich vermisse Rocky«, sagte ich.
»Wer ist das?«
»Crichtons Hund. Sein zweiter. Der erste wurde getötet. Rocky haben die kleinen Bestien nur verletzt. Sieht nicht gut aus, wenn beide nicht hier sind.«
»Dann sind sie gemeinsam weggegangen«, sagte Shao.
»Das will ich hoffen.«
Noch ließ das Tageslicht ein gutes Sehen zu. Ich hatte auch den Kopf gesenkt und dachte dabei an das Grab, das der Schäfer für seine Tiere geschaufelt hatte. Ich wußte noch ungefähr, wo es sich befand und lenkte meine Schritte dorthin. Seltsamerweise hielten sich in seiner Nähe keine Schafe auf. Die Tiere mieden diese Umgebung, als spürten sie, daß sich dort der Schrecken verbarg.
Crichton hatte die Grabstelle nicht flachgeklopft. Die Oberfläche sah ziemlich aufgelockert aus, es drang uns auch ein Geruch von Verwesung entgegen.
Mich wunderte nur, daß der Spaten und die Schaufel ebenfalls nicht weggeräumt waren. Dafür schien der Schäfer keine Zeit mehr gefunden zu haben, was mich wunderte.
Ich bückte mich und nahm den Spaten hoch. Beinahe spielerisch

stach ich das Blatt in die weiche Oberfläche und zuckte zusammen, weil ich dicht darunter bereits den Widerstand spürte.

Da stimmte etwas nicht.

»Nimm mal die Schaufel, Suko.«

Mein Freund stellte keine Nachfrage. Er ahnte, was ich vorhatte und was uns möglicherweise auch bevorstand. Gemeinsam gruben wir von zwei verschiedenen Seiten und brauchten uns nicht großartig anzustrengen, um ein erstes Ergebnis zu bekommen.

»Mein Gott«, sagte Shao nur, als sie die bleiche, starre Hand des Toten sah.

Ich kannte die Hand. Oft genug hatte sie eine Tabakpfeife gehalten. Das würde sie nie mehr können.

Diesem Schäfer leuchtete kein Lebenslicht mehr.

Ich strich über meine Stirn.

»Graben wir weiter?« fragte Suko.

»Ja.«

Wir fanden ihn. Zudem wollte ich auch herausbekommen, wie er gestorben war. Als wir ihn dann sahen, konnte ich nur denken: Hoffentlich hat er nicht gelitten. Der Schäfer sah schrecklich aus. Er mußte Besuch von den Zwergen gehabt haben und gegen deren Macheten hatte er nicht die Spur einer Chance gehabt.

»Das ist ja grauenhaft«, keuchte Shao. »Meine Güte, was können wir da machen?«

»Nichts mehr«, murmelte ich. »Nur sollte euch jetzt endgültig klargeworden sein, mit wem wir es zu tun haben. Die kleinen Bestien töten eiskalt, und sie schlagen nicht nur einmal zu, wie ihr sehen könnt.«

»Da liegt auch noch der Hund«, murmelte Suko.

»Ich weiß. Es wird höchste Zeit, daß wir dem Morden ein Ende bereiten.«

»Und wie willst du das schaffen?«

Keiner von uns beiden sagte mehr etwas. Denn Shaos Schrei hatte uns alarmiert und herumfahren lassen.

Sie starrte und zeigte zum Himmel. »Da, verdammt!« keuchte sie. »Da ist es!«

Wir wußten, was sie meinte.

Das Schattengesicht grinste vom Himmel herab.

Wir waren so geschockt, daß wir zunächst einmal kein Wort sagten und uns nur um das Gesicht kümmerten. Es war dunkler als der Himmel und deshalb auch gut zu sehen. Als hätte jemand mit einem großen Pinsel einen Schatten gemalt. Ich kannte es von meiner Wohnung her, doch hier kam es mir noch größer und beherrschender vor. Es war dieses verfluchte Schattengesicht des Zacharias.

Trotz seiner wuchtigen Ausmaße waren wir in der Lage, Einzelheiten

zu erkennen, denn in dem Gesicht wirkten die Falten ebenso wie in meiner Hand.. Natürlich waren auch die Augen vorhanden.

Sie schickten uns einen bösen und gleichzeitig siegessicheren Blick.

Der Mund sprach nicht. Er hielt sich geschlossen. Und es gab auch auf dem Gesicht keine Bewegung. Hätte uns jetzt einer gefragt, wie wir es vertreiben wollten, uns wäre alles mögliche eingefallen, nur keine normale Antwort.

»Hineinschießen kannst du nicht«, flüsterte Suko, der sich wohl mit den gleichen Gedanken beschäftigte wie ich. »Das ist Munitionsverschwendung.«

»Das hatte ich auch nicht vor.«

»Was willst du dann tun?«

»Gar nichts, Suko. Wir brauchen nicht zu agieren, das Gesicht hat sich gezeigt, und ich gehe davon aus, daß es etwas von *uns* will.«

Es lief so ab, als hätte die Schattenfratze nur auf einen ähnlichen Dialog gewartet, denn urplötzlich geriet sie in Bewegung. Zuerst kreiste sie um ihre eigene Achse. Es fing langsam an, wurde immer schneller und rasanter, und dann - mit einemmal - veränderte sich das Gesicht zu einem langen Strahl, der wie ein hellgrauer Schatten direkt gegen mich zielte.

Auf meiner linken Handfläche spürte ich das Brennen, als sollten die Flammen dort alles vernichten.

Es waren keine da, aber es zeichnete sich die Fratze ab.

Grinsend, voller Siegessicherheit. Ein breiter Mund, der sich bewegte und flüsternde Worte entließ.

»Willkommen bei mir - willkommen im Reich der tödlichen Legenden…«

***

Mehr sprach der Mund nicht. Dafür regte sich Shao auf. »Nimm das Kreuz, John! Jetzt kannst du es vernichten!«

»Nein!«

Nicht daß ich es nicht gewollt hätte, nichts lieber als das, aber das Gesicht war nicht mehr da. Es hatte sich innerhalb einer Sekunde wieder zurückgezogen und sich sogar aufgelöst. Auch über uns am Himmel stand es nicht mehr, und wir hörten nur noch das dumpfe Blöken der herrenlos gewordenen Schafe.

»Diese Schweinebacke«, flüsterte Suko. »Er hätte uns den Felsen öffnen sollen.«

»Das wird auch noch kommen.«

»Dann laß und hingehen.«

»Nein, gehen wir nicht. Wir werden uns in deinen Wagen setzen und dorthin fahren, wo alles seinen Anfang genommen hat und wo ich angeblich versagt habe.«

»Zum Haus also?«
»Richtig.«
Shao sprach mich an. »Darf ich fragen, was du dir davon versprichst, John?«
»Darfst du, Mädchen. Ich habe in diesem Haus auch die Zwerge entdeckt, und komischerweise glaube ich nicht so recht daran, daß Erica Saleri endgültig tot ist. Es ist durchaus möglich, daß ich da einem großen Bluff zum Opfer gefallen bin. Über die Funktion dieser Erica bin ich mir auch nicht im klaren. Möglicherweise läuft alles ganz anders, als wir es uns vorgestellt haben.«
»Aber eine Idee hast du auch nicht - oder?«
»Leider nicht.«
Wir gingen zum Wagen. Einen letzten Blick warf ich noch auf das Grab des Schäfers. Meine Magenmuskeln krampften sich dabei zusammen. Ich war wütend, ich war innerlich verletzt. Dieser Mord hätte nicht sein dürfen. Calvin Crichton war ein aufrechter und auch harmloser Zeitgenosse gewesen, der den Einklang mit sich und der Natur gefunden hatte. Ein derartiges Schicksal hatte er nicht verdient.
Diesmal fuhr ich. »Es wird zwar etwas steil werden, aber der Weg ist trotzdem recht gut befahrbar.«
»Wenn der Auspuff noch dranbleibt, ist mir das egal«, sagte mein Freund.
»Wird er.« Ich startete und fuhr der sinkenden Sonne entgegen. Sie stand weit über dem Meer. Es sah so aus, als würde sie das Wasser allmählich auslöschen.
Das Haus kam bald in Sicht.
Auch aus der Entfernung gesehen machte es einen unbewohnten Eindruck. Es stand da wie ein zu Stein gewordener Schatten, ein dunkler Ort für ebenfalls dunkle Gestalten. Suko war überrascht, als ich an dem Haus vorbeifuhr. »He, willst du nicht anhalten?«
»Gleich.« Ich fuhr ein Stück weiter, drehte den BMW und stellte ihn ab.
»So, wir können.«
Der Wind schlug uns ins Gesicht, als wir die schützende Karosserie verlassen hatten. Wir befanden uns um einiges höher als das Niveau der Straße, und ich war derjenige, der Shao und Suko winkte, mir zu folgen. Diesmal ging ich die Strecke nicht allein, die ich einmal gerannt war, um Erica Saleri zu retten.
Wir blieben am Rand des Abgrunds stehen und schauten in die Tiefe. Das Schwinden des Tageslichts hatte sich beim Wasser bemerkbar gemacht, denn es war dunkler geworden. Die mächtigen Wellen schäumten heran. Sie wuchteten - schon durch Klippen gebrochen - gegen die Felswand und stiegen als steile Gischt in die Höhe, bevor sie wieder zusammenfielen. Das war schon bei normalem Seegang eine

kleine Hölle. Wie stark mußte diese Kraft erst bei Sturm sein?
»Da ist sie hinabgesprungen?« rief Shao gegen das Tosen der Brandung an.
»Ja.«
»Das überlebt keiner.«
»Zumindest kein Mensch«, schränkte Suko ein.
Er hatte mir damit das Stichwort gegeben. »Genau das ist es, Suko. Es überlebt kein normaler Mensch, und ich frage mich mittlerweile, wie normal diese Erica Saleri gewesen ist.«
»Als sie in diesem gläsernen Sarg lag, hast du nicht mehr feststellen können, ob sie sich bewegte oder…«
»Nein, nein, gar nichts. Ich ging ja davon aus, daß sie tot war. Nur hat es mich gewundert, daß sie so wenig feucht oder naß aussah. Die Zwerge müssen sie in Windeseile trockengerieben haben oder was immer sie auch taten. Jedenfalls bin ich der Überzeugung, daß sie in diesem Fall eine nicht unwesentliche Rolle spielen.«
»Akzeptiert«, sagte Suko. Er schaute noch einmal in die Tiefe und dann gegen den Himmel, wo die Schatten der hereinbrechenden Dämmerung die Herrschaft übernahmen. »Wir sollten uns das Haus anschauen, solange es noch dunkel ist.«
»Das hatte ich gerade vorschlagen wollen.«
Nebeneinander gingen wir auf die breite Haustür zu. Es sah leer und düster aus. Die Fassade wirkte glatt. Es existierten kaum spitze Vorsprünge oder Kanten, denn alle Vorbauten waren im Laufe der Zeit durch Wind und Wetter glattgeschliffen worden.
Das Fensterglas war noch überall vorhanden. Niemand hatte die Scheiben zerstört, auch Wind, Regen und Hagel waren nicht stark genug gewesen. Das Glas war im Laufe der Jahre nachgedunkelt, so unterschied es sich kaum mehr von der Farbe des Mauerwerks.
Nichts änderte sich an diesem Haus, je näher wir herankamen. Nur in meinem Innern spürte ich die Veränderung. Es mußte wieder an dem berühmten Gefühl liegen, das in mir hochgestiegen war, denn dieses Haus schien sich doch verändert zu haben. Ich war nicht mehr hundertprozentig sicher, ob es tatsächlich leer stand.
Vor der Tür blieb ich stehen und wartete, was Shao und Suko wunderte. »Willst du nicht?« fragte mein Freund.
»Doch - schon, aber ich werde vorsichtig sein.«
»Du hältst es nicht für leer?«
»Nicht unbedingt.«
»Okay.« Suko wies auf die Tür. »Dann geh du vor.« Er wandte sich an Shao. »Schade«, sagte er.
»Was ist schade?«
»Daß du nicht deine Armbrust bei dir hast. Auf das Kostüm mit der Halbmaske hättest du verzichten können, aber…«

»Ich möchte daran nicht mehr erinnert werden.«

»Schon gut.«

»Und die Zwerge schaffen wir auch so«, erklärte Shao, die genau gewußt hatte, worauf Suko hinauswollte.

Ich zerrte die Tür auf.

Wieder hörte ich die schon stöhnend klingenden Geräusche, die sich in das Wimmern des Windes mischten, der um das Haus wehte und sich an den Vorsprüngen fing.

Wieder einmal schaute ich in die Halle hinter der Tür. Unter der Decke hing der Kronleuchter, als wäre er vergessen worden. Im Haus selbst war es totenstill. Weder von der Halle aus noch von oben hörten wir irgendwelche Geräusche. Als Suko und Shao eingetreten waren und die Tür geschlossen hatten, blieb auch das Jammern des Windes zurück.

»Hier hat es begonnen«, murmelte ich.

»Und Erica hat in diesem Haus allein gelebt?« fragte Shao, die das kaum glauben konnte.

»Ja.«

»Sie muß sehr einsam gewesen sein.«

»Das glaube ich nicht, Shao. Wenn ich das Buch richtig gelesen habe, dann muß dieses Haus auf den Klippen tolle und schöne Zeiten erlebt haben. Mit rauschenden Bällen und großen Festen, die unvergeßlich blieben. Das alles hat es früher gegeben, dann aber vereinsamte dieses Haus ebenso wie die Bewohnerin.«

Suko war ein paar Schritte in die Halle hineingegangen und blieb an der modernen Stereoanlage stehen. »Paßt sie hinein?« fragte er. »Da liegt noch eine Scheibe auf dem Plattenteller.«

»Stimmt, Suko. Ein Querschnitt aus der Oper ›Martha‹. Erica muß diese Musik geliebt haben.«

»Könnte nicht auch eine Botschaft auf der Platte versteckt sein?« fragte Suko.

»Das glaube ich nicht. Die Botschaften, ich denke da an das Buch, hat Erica Saleri niedergeschrieben.«

»Wie du meinst.« Suko löste sich von seinem Platz und ging wieder vor. Er schaute sich die Türen an, die von der Halle abzweigten, er betrachtete auch die Treppenstufen und fragte mich, ob ich oben gewesen war.

»Sicher.« Ich hob die Schultern. »Dort war alles leer. Die Räume da sahen unbewohnt aus.«

»Aber den Zwerg hast du hier gesehen?«

»Als ich aus der oberen Etage zurückkehrte. Zacharias hat seine Helfer überall, sie sind…« Ich verstummte mitten im Satz, weil ich Suko anschaute.

»Was ist, John?«

»Hörst du den Gesang?«

»Ja, aber sage nicht, ich hätte die LP aufgelegt. Das stimmt nicht. Außerdem scheint mir dieser Gesang nicht von der Platte zu kommen, der ist live.«

Er hatte genau das ausgesprochen, was ich auch gedacht hatte. Es war der Livegesang einer Frau.

Eine Solostimme, die eine Arie aus der Oper ›Martha‹ intonierte.

»Mag der Himmel Euch vergeben, was Ihr mir habt angetan…« Eine wunderschöne Melodie, perfekt vorgetragen. Jedenfalls von einer Sopranstimme, die sich nicht zu verstecken brauchte. Shao, Suko und ich standen da, ohne uns zu rühren, und sicherlich nicht nur mir rann eine Gänsehaut über den Rücken.

Shao unterbrach das Schweigen. »Wer kann das sein?« hauchte sie. »Wer singt da?«

Suko hob die Schultern.

Ich dachte mir meinen Teil, und plötzlich kam mir ein Name in den Sinn. Ich sprach ihn aber nicht aus. Das Lächeln auf meinen Mundwinkeln zeigte den beiden anderen, mit welchen Gedanken ich mich beschäftigte, aber sie sagten nichts.

Wir warteten so lange, bis der Gesang verstummt war. Erst dann atmeten wir aus, und es war Shao, die gegen die Treppe nickte. »Ich denke, wir sollten hochgehen, John.«

»Ich möchte es allein tun.«

»Warum?«

»Bitte, ich will es.«

»Du hast eine Idee?« fragte Suko.

Da ich mich bereits auf dem Weg zur Treppe befand, stoppte ich und drehte den Kopf. »Ja, ich habe eine Idee. Ich möchte einfach nur herausfinden, ob Tote auch singen können.«

»Erica Saleri also.«

»Genau.«

»Okay, wir halten hier unten Wache. Wäre ja möglich, daß plötzlich die kleinen Bestien auftauchen, um die hübsche Sängerin zu beschützen.«

»Damit könnt ihr rechnen.«

Die Zeit drängte jetzt. Ich wollte auf keinen Fall, daß die Sängerin verschwand. Ich mußte mit ihr reden. Sie war die einzige Person, die außer Zacharias Licht in diesen mysteriösen Fall hineinbringen konnte. Ich hoffte auch, daß ich mich in meiner Annahme nicht irrte und alles so kam, wie ich es mir ausgerechnet hatte.

Diesmal lief ich schneller über die Treppe.

Ich ließ den Halbbogen der Treppe hinter mir, peilte schon in den Gang hinein, in dem sich die Schatten gesammelt hatten.

Dann hatte ich freie Sicht.

Ich sah sie, und sie sah mich.

Die Frau bewegte sich nicht, auch ich stand still, und ich wußte sofort, wer vor mir stand.

Gesungen hatte die tote Erica Saleri!

Warum war sie nicht tot? Warum stand sie vor mir und lebte noch? Sie sah so züchtig aus in ihrem hochgeschlossenen Kleid, auf dem sich kein feuchter Wasserfleck abzeichnete. Diese Person kam mir klinisch vor und gleichzeitig wie eine Lichtgestalt im Schatten, die es geschafft hatte, den Tod zu überwinden.

Das Ende der Treppe lag noch einige Stufen entfernt. Ich schaute hoch, sie blickte hinab, und ohne etwas gesagt zu haben, drehte sich die Frau um und ging.

Ich zögerte noch. Sie machte mir nicht den Eindruck eines Flüchtlings. Mit beinahe provozierend langsamen Schritten bewegte sie sich auf eine Tür zu, und sie drehte sich noch einmal um, bevor sie die Tür aufstieß. Dabei schaute sie mich an, und ihrer zur Seite gerichteten Kopfbewegung entnahm ich, daß ich ihr in das Zimmer folgen sollte. Ich setzte mich in dem Augenblick in Bewegung als die Tochter des Zacharias über die Schwelle schritt.

Ich hatte sie nicht gehört. Ihre Schritte waren so leicht gewesen, aber die andere Stimme war nicht zu überhören, denn Suko rief mich unten aus der Halle an.

»John, was ist?«

»Bleib unten, Suko!«

»Warum? Was hast du?«

»Erica ist da.«

»Was?«

»Ja, und sie will, daß ich ihr folge. Ich werde in ein Zimmer gehen, wo sie auf mich wartet. Ich habe einfach das Gefühl, daß sie mir etwas sagen will.«

»Aber sie ist tot, John!«

War sie das wirklich? Ich wußte nicht mehr, was ich noch alles glauben sollte. Egal - tot oder nicht tot. Ich würde es schon herausfinden, und auch sie wollte es, sonst hätte sie mir nicht das Zeichen gegeben, ihr zu folgen.

»Okay, dann warten wir.«

»Das ist besser.«

Suko zog sich wieder zurück. Ich hörte noch, daß er und Shao sich leise unterhielten. Für mich aber gab es nur den Weg nach vorn, und ich ging ihn nicht einmal schnell, weil ich mir sicher war, daß die Frau warten würde.

Schon bei der ersten Durchsuchung des Hauses hatte ich jede Tür geöffnet und in die Zimmer geschaut. Nur konnte ich mich nicht mehr daran erinnern, wie es in den Räumen aussah.

Noch brauchte ich kein Licht, um mich zu orientieren. Ich war auch darauf gefaßt, in eine Falle zu laufen. Dementsprechend vorsichtig drückte ich die Tür auf.

Noch blieb ich auf dem Gang stehen und schaute zu, wie die Tür nach innen schwang. Düsternis gähnte mir entgegen. Ich sah die Frau nicht sofort und rechnete bereits damit, mich in der Zimmertür geirrt, zu haben, als ich das Rascheln hörte. Stoff schabte gegen Stoff, ich blickte nach links, und da sah ich sie.

Die Frau stand mit dem Rücken an der Wand. Sie hatte sich leicht bewegt, und der Stoff war dabei über die Seide der alten Tapete geschabt. Sie sagte kein Wort, und ich entdeckte in ihren Händen auch keine Waffe.

Das Licht reichte noch aus. Zwei Fenster standen ihm zur Verfügung, durch das es wie ein Grauschleier dringen konnte. Nichts lenkte mich ab, bis auf das plötzliche Kribbeln an meiner linken Handfläche. Ich hob den Arm etwas an und drehte die Hand, so daß ich einen Blick auf die Fläche werfen konnte.

Nicht sehr deutlich, aber deutlich genug sah ich das Gesicht des Zacharias, um auch sein Grinsen erkennen zu können. Wieder hatte ich das Gefühl, an seiner langen Leine zu laufen. Er hatte dafür gesorgt, daß Erica und ich uns gegenüberstanden.

Das Gesicht verschwand wieder.

Für mich stand fest, daß Zacharias mir hatte klarmachen wollen, was Sache war. Ich konnte tun und lassen, was ich wollte, aber ich mußte immer daran denken, daß ich mich unter seiner Kontrolle und Beobachtung befand.

Es gefiel mir nicht, praktisch auf der Türschwelle zu stehen, deshalb ging ich weiter, so daß sich zwischen Erica und mir nur mehr eine Körperlänge befand.

Wir schauten uns an.

Wir waren stumm.

Jeder suchte wohl nach Worten. Ich war der erste, der diese Brücke schlug. »Du bist Erica Saleri?«

Sie nickte.

»Die Autorin Saleri, die eine Geschichte über dieses Haus geschrieben hat, in dem eine gewisse Rosanna die Hauptrolle spielte, wobei tatsächlich aber du damit gemeint warst.«

»Es stimmt.«

Sie hatte nur diese beiden Worte gesagt, und ich lauschte dem Klang der Stimme. Er war irgendwie anders als bei einem normalen Menschen. Er war so melodisch, er war fern und gleichzeitig nah, und er umwehte mich wie ein akustischer Schleier. »Da ich dich kenne, Erica, solltest du auch meinen Namen wissen. Ich heiße John Sinclair.« Ich hatte meinen Namen bewußt lauter gesprochen, weil ich

auf die Reaktion der Frau gespannt war, aber in ihrem Gesicht rührte sich nichts. Es blieb glatt wie Porzellan, und nicht einmal ein Zucken der Lippen nahm ich wahr. Sie blieb dort stehen wie eine Statue.

»Weißt du, was geschehen ist?«

»Ich kann es mir denken«, flüsterte sie.

»Es geht um deinen Vater, Erica, um den Herrn der Legenden. Er hat mit mir Kontakt aufgenommen, er hat mich geholt, um dich vor einem sicheren Tod zu bewahren, denn du bist es gewesen, die auf den Rand des Abgrunds zulief und sich darüber hinwegstürzte. Du bist in das Wasser gefallen, du hast die Klippen berührt, und dein Körper hätte eigentlich zerschmettert sein müssen. Das ist nicht geschehen, denn du stehst hier so vor mir, wie ich dich zum erstenmal gesehen habe. Das kann ich noch nicht begreifen, ebensowenig wie unsere zweite Begegnung, die wir gehabt haben, als ich dich in einem gläsernen Sarg liegen sah, umringt von bösartigen Gestalten, von Zwergen, die auf den Befehl deines Vaters hören. Das alles habe ich mitbekommen, und ich habe natürlich darüber gerätselt, ob man eine Tote so unbeschädigt aus dem Wasser geholt hat. Ich bin mir auch jetzt nicht sicher. Ich weiß nur, daß ich dich habe fallen sehen, daß ich dich nicht retten konnte und ich mir deshalb deinen Vater zum Todfeind gemacht habe.«

Erica hatte zugehört, ohne mich zu unterbrechen. Ihre Hände lagen auf einander, die Arme hatte sie nach vorn gestreckt, und in ihrem puppenhaften Gesicht bewegte sich kaum etwas, als sie sprach.

»Mein Vater hat dich geholt, um mich zu retten?«

»So war es.«

»Das glaube ich nicht!«

Über- diese spontane Antwort wunderte ich mich schon. »Du glaubst es mir nicht?«

»Ja.«

»Aber du bist seine Tochter. Auch wenn ich es nicht begreife, ich muß es glauben.«

»Tochter«, murmelte sie und winkte ab. »Ja, ich bin die Tochter eines Vaters und gleichzeitig die Tochter einer Legende. Ich bin eben völlig anders, und ich weiß auch, daß sich mein Vater immer eine Tochter gewünscht hat. So bin ich dann irgendwann und irgendwo geboren worden, wobei mich weder mein Vater noch meine unbekannte Mutter haben wollten. Man gab mich ab, ich wuchs bei fremden, aber lieben Leuten auf und hörte erst Jahre später von meinem richtigen Schicksal. Ich bin über dieses Trauma nie hinweggekommen. Vielleicht bin ich deshalb Schriftstellerin geworden. Ich habe meine Adoptiveltern sehr früh verlassen und mir das Haus auf den Klippen gesucht. Ich fand auch Freunde, die findet man in dieser Branche schnell, und sie sind auch ebenso schnell wieder vergessen. Meine

Einladungen waren die Highlights des Sommers hier, doch ich merkte, je mehr Zeit verging, daß ich nicht so war wie die anderen Menschen. Ich zog mich deshalb von ihnen zurück, ich schrieb, und ich schrieb auch mein Leben nieder, das keinen Sinn mehr hatte. Ich habe immer versucht, meine richtigen Eltern zu finden, sie aber hielten sich zurück. Meine Mutter kenne ich bis heute noch nicht, aber ich weiß, wer mein Vater ist, und ich frage mich, ob er ein Mensch ist? Du hast ihn kennengelernt. Ist er ein Mensch?«

»Er sieht so aus.«

»Ja, er sieht so aus.« Sie lächelte. »Aber er ist ein Teil dieses Landes, er ist der Herr der Legenden. In einer Geschichte wird erzählt, daß er vor langer, langer Zeit einmal hergekommen ist, um die Zeit zu begreifen. Er ist eine Person gewesen, die die Zeit überwinden wollte, und er hat, aus welchen Gründen auch immer, etwas bekommen, das ihm half. Es war ein Metronom. Es befindet sich in seinem Besitz. Durch dieses Gerät kann er die Zeiten überwinden. Er lebt nicht tatsächlich hier. Mein Vater befindet sich in einer anderen Welt, in einem anderen Reich, vielleicht im Reich der Träume, aber er kann es schaffen, dieses Reich zu verlassen, eben durch das magische Metronom.«

Bei mir im Kopf schloß sich die Verbindung. Hatte mir Zacharias nicht davon berichtet, daß er durch einen gewissen Zebulon alias Barry F. Bracht auf mich aufmerksam geworden war. Beide mußten sich getroffen haben. Dann war es Bracht gelungen, während seiner Träume zu den Herrn der Legenden vorzudringen.

»Warum hat er dich nicht retten können, wenn er doch so mächtig ist, wie du sagtest?«

»Ich kenne mich nicht aus, John Sinclair. Er wird seine Gründe gehabt haben.«

»Sicher, das schon. Nur habe ich versagt, da bin ich ehrlich. Ich sehe dich noch in die Tiefe springen. Ich sehe, wie du aufgeprallt bist. Du darfst gar nicht so vor mir stehen, wie es der Fall ist. Du hättest zerschmettert sein müssen. Ich hätte dich auch nicht im Sarg liegen sehen dürfen, aber ist das wirklich geschehen? Sag es mir!«

»Ich kann nicht sterben.«

»Wie bitte?«

»Es ist mir unmöglich, John Sinclair. Ich habe es immer wieder versucht, denn ich spürte, daß die Sehnsucht nach dem Tod in mir immer größer wurde. Ich habe Versuche unternommen, ich kann mich nicht umbringen, ich bin unsterblich, ich bin eine Legende.«

Ich schwieg, denn diese Worte mußte ich zunächst einmal verdauen. So einfach war das auch für einen Menschen wie mich nicht, obwohl ich schon die unwahrscheinlichsten Dinge erlebt habe.

Sicherheitshalber fragte ich noch einmal nach. »Habe ich richtig

gehört, Erica, du kannst nicht sterben?«
»So ist es.«
»Warum nicht?«
»Ich weiß es nicht.«
Ich streckte ihr den Arm entgegen. Mittlerweile war es immer dunklerer geworden, so daß wir beide uns quasi als Schatten gegenüberstanden. »Kommen wir noch einmal zu deinem Sprung in die Tiefe zurück. Was ist dort geschehen?«
»Du hast es gesehen, und du hast recht gehabt, John. Ich bin tatsächlich in die Tiefe gesprungen, ich schlug auch auf. Ich wurde zerschmettert, meine Knochen brachen, aber ich konnte mich wieder erheben. Ich habe mich erneuert.«
Ich schluckte. »Augenblick mal. Was hast du?«
»Regeneriert!«
»Langsam«, flüsterte ich und atmete tief durch. »Dein Körper hat sich also wieder von neuem aufgebaut?«
»Ja, denn alles geriet wieder zurück an seinen alten Platz. So und nicht anders ist es gewesen. Ich bin fähig zu leben, aber ich bin unfähig zu sterben.«
Ich hätte am liebsten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, tat dies aber nicht und sagte:
»Ich werde deine Worte akzeptieren, das ist schon okay, aber ich komme trotzdem damit nicht zurecht. Wenn du nicht sterben kannst, was auch dein Vater sicherlich weiß, warum hat er mich dann gebeten, dich zu retten?«
»Retten?« Die Frage klang spöttisch.
»Ja, dein Leben zu retten. Da ich es nicht geschafft habe, bin ich zu seinem Todfeind geworden. Ich habe dich bei ihm in einem gläsernen Sarg liegen gesehen, das habe ich mir nicht eingebildet. Es stimmt alles. Dein Vater hat dich geholt…«
»Nein, es waren seine Helfer, die Zwerge.«
»Meinetwegen auch sie. Das bleibt sich gleich, denke ich mal. Jedenfalls wird er doch gewußt haben, daß du in der Lage bist, nicht zu sterben. Er hätte mich doch nicht zu holen brauchen, um dich zu retten. Oder sehe ich das falsch?«
»Das stimmt schon«, gab sie zu.
»Und wo ist der Denkfehler?«
Trotz der Schatten sah ich, wie sie lächelte. »Der Denkfehler ist nicht vorhanden, und wenn, dann liegt er woanders, ganz woanders. Ich glaube, daß das Gegenteil der Fall ist.«
»Bitte?«
»Er wollte nicht, daß du mich rettest, John.«
»Sondern?«
»Er wollte, daß du mich tötest!«

Ich schüttelte den Kopf. »Das akzeptiere ich nicht, mal abgesehen davon, daß es leider Väter gibt, die ihre Kinder töten, man liest genug darüber, welchen Grund sollte ich haben, so etwas zu tun? Das will nicht in meinen Kopf.«

»Das kann ich dir auch sagen.«

»Ich bitte darum.«

»Wir stehen auf verschiedenen Seiten, John. Ich stehe auf einer anderen als du.«

Ich schaute sie an. Hatte sie mich angelogen? Stimmte alles, was ich da gehört hatte?

Schade, es war zu dunkel, in ihrem Gesicht sah ich keine Regung. Licht gab es hier nicht mehr, die Stereoanlage wurde durch eine Batterie gespeist, ich aber wollte Erica sehen und holte deshalb meine kleine Leuchte hervor.

Das Licht strahlte sie an. Und es machte ihr auch nichts aus, daß ihr Gesicht getroffen wurde. Sie zwinkerte nicht einmal. Die Pupillen schienen die Helligkeit einfach zu absorbieren. Eine Frau, die nicht sterben konnte. Sah so wie Erica Saleri jemand aus?

Wenn ja, dann war sie tatsächlich eine besondere Person. Dennoch sah ich keinen Grund, sie zu töten. »Stehen wir wirklich auf verschiedenen Seiten?« fragte ich sie noch einmal.

»Das stehen wir.«

»Warum?«

»Ich bin kein Mensch.«

»Was bist du dann?«

»Man hat mich geboren, und es steckt etwas in mir, das nichts mit einem Menschen zu tun hat. Das sehr alt ist, uralt, das mein Vater ebenfalls entdeckt haben muß. Er hat nie mit mir darüber gesprochen, aber ich weiß, daß es ihm leid getan hat.«

»Du redest von deiner Mutter?«

»Die ich nicht kenne.«

»Ist sie das Böse in dir?«

»Ich weiß es nicht. Ich merke nur, daß ich wieder anfange, wie ein Mensch zu fühlen. Das geschieht nach jeder Erneuerung, bis zu dem Zeitpunkt, wo ich mir wieder eine neue Todesart aussuchen werde. Es hat alles seinen Sinn, seinen Kreislauf, und ich glaube, daß du der einzige bist, der mich töten kann.«

»Soll ich es denn tun?«

»Dir wird nichts anderes übrigbleiben, John.«

»Noch kann ich darüber bestimmen.«

Sie schüttelte den Kopf und sagte mit leiser Stimme: »Nein, das kannst du nicht. Du befindest dich im Herrschaftsbereich meines Vaters. Wer immer dort hineingerät, wird nach seinen Gesetzen leben müssen. Du bist ein Gefangener und merkst es nicht. Ich rechne damit,

daß dich mein Vater zwingen wird, mich zu töten.«

»Das schafft er nicht.«

»Bist du dir da ganz sicher?«

Eine andere Stimme hatte die Frage gestellt. Sie war auch nicht von der Tür oder von einem der beiden Fenster her geklungen, sondern aus meiner Hand.

Ich schaute hin.

Zacharias' Gesicht grinste mich an!

Er kostete seinen Fluch weidlich aus, er hatte seinen Spaß, und in den Augen sah ich das harte Funkeln des Siegers. In diesem Augenblick wurde mir klar, daß Erica recht gehabt und ich mich wohl etwas übernommen hatte.

Die Frau, die angeblich nicht sterben konnte, nahm es gelassen hin. Sie schaute gegen die Decke, als würde sich dort etwas Interessantes abzeichnen.

Und ich spürte den Druck meines Kreuzes. Zuerst nur ihn, dann das leichte Brennen, und plötzlich weitete sich meine unmittelbare Umgebung. Da verschwanden plötzlich die Wände, auch die Decke zog sich zurück, so daß mein Blick in die Höhe glitt, und ich den Eindruck hatte, wieder dort zu stehen, wo ich schon einmal gewesen war.

Wie hatte Erica noch gesagt?

Durch ein mit Magie gefülltes Metronom war es ihrem Vater möglich, die Zeiten zu verändern und auch die Orte.

Er hatte es getan.

Ich stand wieder in der Halle und schaute auf den gläsernen Sarg in meiner Nähe…

***

»Hörst du noch was?« flüstere Shao, die in der Halle stand und zuschaute, wie Suko wieder einmal die Treppe runterkam. Erst als er vor ihr stehenblieb, gab er eine Antwort. »Ja, die beiden reden noch.«

»Mehr nicht?«

»Reicht das nicht?«

Shao war damit nicht zufrieden. »Wie hat es sich angehört, Suko? Sag schon! Haben sie normal gesprochen, oder haben sie sich gestritten? Du mußt doch etwas erfahren haben.«

»Sie sprachen zu leise.«

»Es deutete nichts auf eine Konfrontation hin - oder?«

»Nein.«

Sie schlug die Hände gegen ihr Gesicht. »Ich begreife es nicht, Suko. Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich noch denken soll. Mir gefällt nicht, daß wir hier in der Halle stehen wie zwei abgestellte Statisten.«

»Willst du weg?«

Shao hob die Schultern. »Was heißt weg? Zumindest möchte ich einen Blick nach draußen werfen.«

»Okay.«

Shao ging zur Tür. Sie mochte diese Umgebung nicht, in der sich beide aufhielten. Die Halle war ihnen fremd geworden, vor allen Dingen in den letzten Minuten. Da schien sie sich mit unheimlichen Schattenwesen gefüllt zu haben, dabei war es nur die Dunkelheit des anbrechenden Abends gewesen.

Wenn sie jedoch daran dachte, wo sie sich befand, hatte Shao das Gefühl, in eine andere Welt transportiert worden zu sein, wo die Gesetze aufgehoben waren.

Sie öffnete behutsam die Tür.

Die Kälte wehte ihr wie ein kühlfeuchter Hauch entgegen und streichelte ihr Gesicht. Sie roch das Meer, sie vermeinte, das Salz des Wassers schmecken zu können, und sie betrachtete den Himmel, der düster geworden war und wie eine drohende Kulisse über dieser Küstenregion lag. Es war still, sie sah nirgendwo ein Licht. Nur die Schatten ballten sich zusammen, als wären sie eine Parade dunkler Geister, die das Haus unter Kontrolle hielten.

John Sinclair hatte von Zwergen gesprochen. Sie und Suko hatten diese kleinen, tödlichen Bestien bisher noch nicht zu Gesicht bekommen, aber sie konnten sich vorstellen, daß sie belauert wurden.

Waren das tatsächlich nur Schatten, die sie als dunkle Insel sah. Oder bewegten sich dort die Zwerge von einer Seite zur anderen?

Shao fror.

Es ist nur eine normale Nacht. Das versuchte sie sich einzureden. Warum konnte sie sich trotzdem mit diesem Gedanken nicht abfinden? Etwas stimmte hier nicht.

Flüsterte da nicht jemand?

Schlug nicht Metall gegen Stein?

Sie dachte an die Macheten, von denen John ebenfalls gesprochen hatte. Blitzte nicht etwas auf?

Shao zog sich wieder zurück.

Suko war ihre angespannte Haltung aufgefallen, und er fragte: »Hast du dort etwas gesehen?«

Sie drehte sich um. »Ich weiß es nicht. Bin mir nicht sicher. Alles ist normal und trotzdem so anders.«

»Wie anders?«

»Frag mich nicht. Ich spüre es. Ich spüre genau, daß sich etwas verändert. Es ist dabei, und wir, so glaube ich, sind nicht mehr allein. Was ist oben los?«

»Keine Veränderung. Hast du das mit nicht mehr allein sein gemeint?«

»Nein, das nicht.« Shao breitete die Arme aus und bewegte ihre

Finger. »Ich kann es fühlen. Ich kann es spüren, es ist etwas dabei, sich zu verändern.«

»Was denn?«

Sie hob die Schultern. »Kann man schweben, ohne es zu merken? Kann man reisen, ohne es zu begreifen?«

»Du stellst seltsame Fragen.«

»So ist mir aber.« Sie ging wieder in die Halle hinein. »Alles ist noch wie zuvor, aber alles ist auch dabei, sich zu verändern. Alles ist in einen Fluß geraten.« Sie ließ sich nicht aufhalten. Sie schritt wie im Traum durch die Halle. Wieder bewegte sie die Finger. »Spürst du es nicht, Suko?«

»Nein, was denn?«

»Wir befinden uns in einer Veränderung. Alles wird sich verändern, nichts wird mehr so bleiben, wie wir es kennen.« Sie blieb stehen und drehte sich um. »Sollen wir John warnen?«

»Wovor?«

»Daß alles anders werden wird«, flüsterte sie. »Es ist doch furchtbar, Suko, wir…«

Sie hörten beide das häßliche Lachen. Zugleich wurde die Tür aufgedrückt. Zwei Zwerge erschienen dort. Bösartige, bewaffnete Gestalten mit funkelnden Augen.

Das war nicht alles.

Bevor sich Shao und Suko auf die neue Lage einstellen konnten, erlebten sie die nächste Veränderung mit. Die Wände lösten sich auf, die Decke dehnte sich zuerst gewaltig, dann trieb sie dahin wie in einem Meer und verschwand.

Die Zwerge lachten weiter.

Shao und Suko aber konnten nur staunen, denn Grenzen hatten sich geöffnet. Der Herr der Legenden zeigte sein wahres Reich…

***

In dem auch ich stand!

Vor mir sah ich den Sarg. Jetzt war er leer. Ich schaute durch den gläsernen Deckel bis auf den Boden, wo er mit hellem Samt ausgelegt worden war.

Erica hielt sich noch immer an derselben Stelle auf. Sie rührte nicht einmal den kleinen Finger. Ich aber konnte sie jetzt besser erkennen, denn die Dunkelheit war verschwunden.

Licht umflorte uns.

Woher es kam, konnte ich nicht sagen. Es war einfach da. Die Steine, der Boden, alles entließ dieses Licht, und in seinem Schein stand auch Zacharias, der Herr der Legenden.

Er hielt sich neben seinem Metronom auf, und ich hörte das rhythmische Ticken.

Hin und her - her und hin…

Es tickte immer, als wäre es dafür da, der Zeit die entsprechenden Befehle zu geben.

Der Alte lächelte. Seine dünnen Lippen waren in die Breite gezogen, er kam sich vor wie der Herrgott persönlich, was er irgendwie in diesem Reich auch war.

Wer stand da vor mir?

Ein Mensch, ein Dämon? Ein Mitteldling aus beidem? Ein Zwitter? Ich hatte erlebt, wie der Zwerg zu Staub zerfallen war und weggeweht wurde. Bestand Zacharias auch aus Staub? Wurde er nur durch die Kraft der fremden Magie zusammengehalten?

Es konnte stimmen, es mußte aber nicht so sein. Es war auch unsinnig, wenn ich mir darüber Gedanken machte. Deshalb schob ich die Theorie zurück und kümmerte mich um die Praxis.

Für mich war die Umgebung wichtig.

Ich sah mich um.

Mein Blick an dem Metronom vorbei in die weite Felshalle hinein. Sie erinnerte mich tatsächlich an einen gewaltigen Dom, in dem sich ein Mensch verloren vorkommen mußte. Ausmaße, die mit dem Begriff Unendlichkeit beinahe zu vergleichen waren, die irgendwo in der Ferne verschwammen, so daß ich das Gefühl für Raum und Zeit verlor.

Ich stand und trieb trotzdem dahin…

Es war ein Reisen durch die Unendlichkeit. Ich kam mir vor wie im Traum und erlebte dabei ein ungewöhnliches Gefühl. Schon einmal hatte ich damit zu kämpfen gehabt. Es war in meinem Bett gewesen, als mich der Alptraum gepackt hielt.

Auch jetzt trieb ich dahin.

Raum und Zeit waren für mich bedeutungslos geworden. Wolkenstreifen bewegten sich auf mich zu, ich wurde von ihnen umfangen, ich hatte das Gefühl, alles sehen zu können, doch was ich sah, war nicht die Realität. Mein Blick streifte weit zurück in eine ferne Zeit, in der sich ein Mann und eine Frau bewegten wie ein Liebespaar.

Es war ein verschwommenes Bild, es wurde auch nicht klarer, je mehr ich mich anstrengte, und durch die Erscheinung hindurch vernahm ich das Schlagen des Metronoms Immer wieder, imitier gleichmäßig. Ein Tack-Tack, das einfach nicht aufhören wollte, denn dieses Metronom hypnotisierte die Zeit.

Zeit… Zeit… dachte ich.

Gleichzeitig löste sich das Paar voneinander.

Der Mann hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Zacharias. Die Frau konnte ich nicht erkennen, weil sie mir beim Aufstehen den Rücken zudrehte und ich nur ihr häßliches Lachen vernahm, das

trompetenhaft an meine Ohren klang.

Dann auch die Stimme. »Ein Kind - unser Kind! Ein besonderes Kind aus deinem Samen, das mit dem Feuer der Hölle getauft wird…«

Die Stimme verklang, die Gestalten lösten sich auf, als wären sie von der Zeit verschluckt worden.

Ich hörte nur das Metronom.

Dann sah ich Zacharias.

Er grinste mich kalt an. »Ich habe dich verflucht, Sinclair, denn du hast es nicht geschafft, meine Tochter zu retten!«

Ich hätte ihm sofort eine Antwort gegeben, nur war ich dazu nicht in der Lage. Ich mußte mich einige Sekunden erholen, atmete tief durch, dann merkte ich auch, wie der Schwindel langsam nachließ und ich mich wieder fangen konnte.

Zweimal setzte ich an, um reden zu können. »Deine Tochter retten? Ich glaube es dir nicht, Zacharias. Nein, ich glaube es dir nicht. Du wolltest nicht, daß ich sie wirklich rette. Du hast einen anderen Plan gehabt.«

»Tatsächlich…?« dehnte er. »Davon weiß ich ja gar nichts.«

»Ich werde es dir sagen.«

»Bitte.«

»In der Tat hast du gewollt, daß ich deine Tochter rette. Aber nur deshalb, damit ich sie später töten kann. Du wolltest, daß sie tot ist. Du hast sie nicht mehr akzeptiert. Sie ist nicht so geworden, wie du sie dir vorgestellt hast. Als Baby hast du sie abgegeben. Ich kenne die genauen Gründe nicht, aber sie müssen schwerwiegend gewesen sein, und ich hoffe, daß du sie mir näherbringst.«

»Warum sollte ich es einem Versager sagen?«

»Habe ich tatsächlich versagt?«

»Ja.«

»Du hast versagt, Zacharias, nur du!«

Seine Augen funkelten. »Wie kannst du so etwas behaupten, Sinclair? Du hast es nicht geschafft, das steht fest. Ich hätte dich für besser gehalten…«

Ich streckte den Arm aus und deutete auf Erica. »Da steht sie. Geh hin und töte sie. Aber du weißt genau, daß sie nicht sterben kann. Nicht auf die normale Art und Weise. Deshalb hast du einen Helfer gesucht und ihn in mir gefunden. Wer bist du, daß du eine Person hast zeugen können, die nicht sterben kann? Wie ist es möglich? Sind deine Kräfte so immens, Zacharias?«

»Ich bin der Herr der Legenden!«

»Das weiß ich, aber es ist für mich keine Antwort. Mich nennt man ebenfalls Geisterjäger, aber Namen sind Schall und Rauch. Was steckt tatsächlich hinter dir?«

»Ich bin ein alter Mann, ein Stammvater.«

»Von wem?«

»Es gab vor langen, langen Jahren ein Volk, das sehr weise war und das man die Eichenkundigen nannte.«

»Die Druiden!«

»Ja, die Druiden.«

»Du bist ein Druide!«

»Ich bin ein Liebling der uralten Götter, ebenso wie mein Bruder Guywano ein Liebling der alten Götter gewesen ist, dieser mächtigen Naturgottheiten aus Urzeiten. Er aber wurde von ihnen bevorzugt. Ihm öffnete man den Weg in das Paradies der Druiden, hinein nach Aibon, in dieses herrliche Reich. Ich aber mußte zurückbleiben in dieser Welt und bekam zum Trost das magische Metronom, mit dem ich die Zeit außer Kontrolle setzen und Grenzen überwinden konnte. So habe ich ebenfalls meine Macht bekommen und über Jahre hinweg das Werden der Menschen hier erlebt. Ich habe mich ihnen hin und wieder offenbart. Da hat man mich dann gesehen, ich zeigte mich den Leuten, und sie sahen mich als einen Geist an, als eine Legende. So entstand der Begriff Herr der Legenden. Damit hätte ich eigentlich zufrieden sein können, aber ich war es nicht. Ich konnte nicht vergessen, daß Guywano bevorzugt worden war und man mich abgeschoben hatte. Ich wollte, daß etwas von mir zurückblieb, ein Erbe, der mich später würde rächen können. Und so suchte ich mir eine Frau. Du hast sie vorhin gesehen, ich habe dir die Chance gegeben, aber es war nicht die richtige.«

»Wer war es?«

»Ich habe ihren Namen vergessen, doch es war eine gefährliche, mächtige und böse Person. Sie kam aus dem Dunstkreis des absolut Bösen hervor, aus dem Lichtlosen, aus der Welt der Schatten, und ich wußte, daß sie dem absolut Bösen ins Auge gesehen hatte und ihm diente. Sie gebar ein Kind, eben Erica. Schon direkt nach der Geburt, als die Mutter verschwand und mich im Namen ihrer Herrin Lilith verfluchte, da wußte ich, welchen Fehler ich begangen hatte. Dieses Kind, auf dem vor der Geburt meine Hoffnungen gelegen hatte, würde sie nicht erfüllen können. Deshalb gab ich es ab. Ich wollte es niemals wiedersehen, doch die Kraft, die in diesem Kind steckte, trieb es zurück in diese Gegend, wo der Kontakt mit mir wieder da war. Sie hatte mich, ihren Vater gefunden, aber sie liebte mich nicht. Die Seite ihrer Mutter war stärker, und ich spürte, daß sie zu meiner Feindin wurde. Sie ging in den Tod, sie kam wieder zurück, und sie war stärker denn je. Der Tod stärkte sie, das Böse wuchs, denn sie wollte die alten Gesetze der Urzeit wieder aufleben lassen. Ich kannte keine Waffe, mit der ich sie hätte töten können, und so mußte ich mir einen Helfer suchen, ich tat es im Mahlstrom der Zeiten und traf dabei auf den Schattenkämpfer. Er nannte mir deinen Namen, aber du hast

ebenfalls versagt. Du hättest sie retten können, um herauszufinden, wer sie ist. Dann wäre dir nichts anderes übriggeblieben, als sie zu töten, denn meine Zwerge schafften es auch nicht. Sie gehorchten sogar ihr, weil die Macht der Mutter der stärkere Teil in ihr war und mich immer mehr zurückdrängte. Ich weiß, daß sie sich bald gegen mich stellen wird, um mich zu vernichten. Sie will den Herrn der Legenden ausradieren. Noch habe ich Kraft, mich dagegen zu stemmen, aber ich schaffe es leider nicht, sie zu vernichten, und du hast es auch nicht getan.«

Ich war froh darüber, daß er eine Pause einlegte, so konnte ich rekapitulieren, was hier alles vorgefallen war.

Er war Guywanos Bruder. Damit hätte ich nie und nimmer gerechnet. Dieser Eröffnung hatte mich wie ein Blitzstrahl erwischt.

Ferner hatte er mit einer Person aus dem Umkreis der mächtigen Dämonin Lilith ein Kind gezeugt, das nicht sein Erbe antrat.

Ich schaute ihn an.

»Hast du es begriffen?«

»Ja. Aber ich frage mich, weshalb du mich verflucht hast.«

»Ich mußte ein Versprechen einlösen.«

»Wem gegenüber?«

»Mir selbst. Ich habe mir das Versprechen gegeben, denjenigen zu verfluchen, der es nicht schafft, meine Tochter zu töten. Ich habe lange nach dieser Person gesucht, und ich habe auch schon anders gedacht. Damals wollte ich denjenigen belohnen, der meine Tochter tötet. Ich habe keinen gefunden, aber mein Plan änderte sich. Ich habe mir geschworen, denjenigen nicht mehr zu belohnen, sondern zu bestrafen, und das Versprechen halte ich.«

»Zusammen mit deinen Zwergen, den Mördern.«

»Sie wurden mir noch mitgegeben. Sie sind eine besondere Brut und stammen aus Aibon. Ein kleines Geschenk dieses Landes und auch meines Bruders. Sie sind meine Beschützer, und sie kümmern sich um zu neugierige Personen. Was ist leben, was ist sterben? Beides gehört zusammen, beides ist in diesen Kreislauf integriert…«

»Was ist mit deiner Tochter?«

»Sie ist ein Bastard, ein weiblicher Bastard.«

»Sollte ich sie retten oder töten?«

»Erst retten, dann töten.«

»Das hätte ich nie getan, verdammt!«

»Doch, doch!« schrie er, und sein magerer Arm zuckte vor und zurück. »Doch, du hättest sie getötet, denn dir wäre an ihr sehr bald etwas aufgefallen.«

»Und was, bitte?«

»Daß sie, meine Tochter Erica, eine Kreatur der Finsternis ist. Ihre Mutter hat diese Urdämonin geboren, denn Liliths Kraft war größer…«

***

Shao und Suko hörten John Sinclair und auch Zacharias sprechen. Beide aber waren nicht zu sehen, nur ihre Stimmen hallten fahnengleich zu ihnen herunter.

Dafür sahen wir etwas anderes. Zwerge.

Die kleinen, bösen Wichte tauchten überall auf. Das Gelände innerhalb dieser magischen Zeitzone war nicht flach. Es gab Mulden, die diesen tödlichen Wichten Deckung boten.

Beide standen dicht zusammen und hielten die Köpfe in eine Richtung gedreht. Sie wollten herausfinden, wo sich ihr Freund aufhielt, aber das Innere dieser gewaltigen Felswand stieg einfach zu stark an, zudem nahm ihnen der Schatten einer wuchtigen Wand einen Großteil der Sicht.

»Das ist bewußt so gemacht worden«, sagte Shao leise. »Man hat uns von ihm getrennt.«

»Für uns sind die Zwerge.«

»Sehr richtig, Suko, und deshalb solltest du auch an den Schäfer denken. Sie kennen keine Gnade.«

Das befürchtete der Inspektor auch. Noch waren sie zu weit entfernt, um echt gefährlich zu werden, aber die bösen Gestalten näherten sich unaufhörlich, und sie stellten es geschickt an. Wer aus dem Teil Aibons kam, der von Guywano beherrscht wurde, kannte nur die Vernichtung und das Sterben.

Machetenstahl schimmerte. Manchmal kratzte das Metall auch über das Gestein.

Das Licht war zwar gut, aber nicht so perfekt, als daß Shao und Suko alles hätten erkennen können.

Sie sahen aber den Gnom, wie er plötzlich auf einen Felsbuckel kletterte und über ihnen war. Dort richtete er sich auf, sein breites, an eine übergroße Kartoffel erinnerndes Gesicht verzerrte sich vor Wut, und er holte aus.

»Deckung!«

Mehr brachte Suko nicht hervor, denn der Gnom hatte die Machete geschleudert. Im schrägen Winkel wirbelte die Waffe auf Suko und Shao zu, die beide am Boden lagen, in die Höhe schielten und dabei erkannten, daß sich die Machete noch um die eigene Achse drehte.

Plötzlich kippte sie aus dem Flug nach unten, und Shao war es, die mit einer gedankenschnellen Bewegung die Beine anzog, so wurde sie nicht getroffen.

Sie hörte es klirren, als die Waffe gegen den Fels prallte. Und wieder war Shao am schnellsten. Sie drehte sich herum und griff mit beiden Händen nach der Waffe.

In diesem Augenblick verließ der Zwerg seinen Platz. Er hätte zu Boden springen müssen, doch sein Sprung war nicht mehr normal. Er

wurde auf die beiden Menschen zugetrieben, als wäre da ein Raketenantrieb, der ihn leitete.
Shao wartete ab. Sie stand geduckt, und sie hörte auch den möwenhaft klingenden Schrei des Zwergs.
Dann schlug sie zu.
Die Armbrust beherrschte sie perfekt, doch auch mit dieser Waffe brauchte sie sich nicht zu verstecken. Der Zwerg konnte die Richtung seines Flugs nicht mehr verändern und auch nicht stoppen.
Shao nahm sich Zeit, zielte und schlug zu.
Sie führte den Stahl in einem Halbkreis, sie hörte den dumpfen Ton des Aufschlags, und plötzlich bestand der Zwerg aus zwei Teilen.
Der wirbelte davon wie ein häßlicher, alter Ball. Shao und Suko konnten nicht sehen, wo er aufschlug. Der Körper kippte ihnen vor die Füße. Aus dem Halsstumpf drang kein Blut hervor, sondern eine dicke, quallige, dunkelgrüne Masse, die als Schleim in die Höhe gepumpt wurde.
Suko war zur Seite gewichen und hatte seine Beretta gezogen. Eine Schwalbe machte noch keinen Sommer. Weitere fünf Zwerge wollten den beiden ans Leder. Daß ihr Artgenosse umgekommen war, störte sie nicht im geringsten. Sie griffen frontal an - und liefen natürlich in die Kugeln hinein.
Zwei landeten auf dem Rücken.
Suko und Shao hörten sie schreien wie kleine Tiere, und dann geschah dieses Phänomen der Auflösung, von dem ihnen John Sinclair schon erzählt hatte.
Die Körper der kleinen, jetzt toten Bestien verwandelten sich in lange Staubfahnen, die mit zischenden Bewegungen in die Höhe gezerrt wurden, gegen die Decke prallten, als wollten sie in den Stein hineinkriechen und dann verschwanden.
Drei andere Zwerge hatten sich zu Boden geworfen. Sie boten Suko kein Ziel mehr.
Er schaute zu seiner Partnerin hin.
Shao war nach rechts weggehuscht und auf einen Felsen geklettert. Sie stand dort wie eine finstere Rachegöttin, die Beutemachete wippte in ihrer rechten Hand.
So ausgerüstet, wartete Shao auf den nächsten Angriff. Der aber erfolgte nicht.
Dafür geschah etwas anderes, das beiden den Atem raubte…
Erica war eine Kreatur der Finsternis!
Ich kam damit noch nicht zurecht, hatte aber keinen Grund, den Worten ihres Vaters nicht zu trauen.
Wenn einer Bescheid wußte, dann war er es und sonst keiner.
Er sah mir die Überraschung an, und zum erstenmal hörte ich ihn normal lachen. Es war das Lachen eines alten Mannes. Dabei konnte er

sogar sprechen und sagte mir: »Weißt du nun, warum du sie erst retten und dann töten solltest?«

»Ja, ich habe begriffen«, flüsterte ich und richtete die Aufmerksamkeit wieder auf Erica.

Sie bewegte sich auch jetzt nicht. Die ganze Zeit über hatte sie stillgestanden, und sie mußte jedes Wort verstanden haben. Nun aber, wo sie meinen Blick direkt auf sich gerichtet sah, verzog sie die Lippen zu einem dünnen Lächeln. Ihre Augenbrauen hoben sich leicht an, und sie sagte mit leiser Stimme: »Du weißt über mich Bescheid, Sinclair. Jetzt bin ich gespannt.«

Das war ich auch.

Eine Kreatur der Finsternis! Mir schoß der Gedanke immer wieder durch den Kopf, und ich dachte daran, daß es kaum schlimmere Dämonen gab als diese hinterlistigen Wesen, die zu Beginn der Zeiten entstanden waren und es geschafft hatten, sich wunderbar zu tarnen. Hinter der Maske des biederen Menschen verbargen sich Tod, Grauen und Tücke. Sie waren Wesen, die sich in ihrem Mordtrieb und ihren Zielen nicht stoppen ließen. Sie standen Luzifer, dem absoluten Bösen, verflucht nahe, und selbst andere Dämonen hüteten sich davor, sie zu vernichten, da war Zacharias das beste Beispiel.

Die schöne Erica, die tolle Autorin - sie also war eine Kreatur der Finsternis.

Fassen konnte ich es noch immer nicht, wenn ich sie anschaute, aber ich merkte auch, daß etwas in ihr vorging, jetzt, wo sie enttarnt worden war. Sie würde mir ihre wahre Gestalt zeigen, und sie würde mich angreifen.

Noch unternahm sie nichts. Sie stand nur da und wartete ab, ob ich etwas tat. Vernichten konnte ich sie mit meinem Kreuz, denn diese Kraft würde sie hoffentlich verbrennen, aber dazu wollte Erica es erst gar nicht kommen lassen.

Es ging alles blitzschnell. Sie riß den Mund auf. Ein Fauchen drang mir entgegen, und plötzlich hob sie die Arme mit einer ruckartigen Bewegung an. Ich kriegte noch mit, daß sie keine normalen Fingernägel mehr hatte, sondern lange Krallen, denn die waren ihr innerhalb weniger Sekunden gewachsen.

Nicht mich attackierte sie, sondern sich selbst. Es wirkte wie einstudiert, als sie die langen Krallen krümmte und sie dabei einsetzte wie Messer, um ihre Kleidung zu zerfetzen. Das Kleid war plötzlich nicht mehr hochgeschlossen, Erica hatte längst Lücken geschaffen und zerrte den Stoff in langen Bahnen nach unten.

Ich hörte zu, wie das Zeug riß, wie es fiel, wie neue Lücken erzeugt wurden, denn die Bahnen sackten nicht nur von oben nach unten. Die Krallen rissen das Kleid auch quer auf. Der gesamte Oberkörper lag schon frei, und Erica war unter dem Kleid nackt.

Ich starrte auf ihre weiße, makellos wirkende Haut, ohne mich davon täuschen zu lassen. Eine Kreatur der Finsternis bestand nur aus Täuschung, etwas anderes kam für sie nicht in Frage. Mochte sie auch noch so volle Brüste haben, einen noch so flachen Leib, was sich in ihrem Innern befand, war faul und abartig.

Sie stieg aus dem Kleid.

Die letzten Fetzen schleuderte sie weg. Dabei jagte ein irrer Schrei aus ihrem Mund. Es war so etwas wie ein Startsignal, denn nun begann ihre Verwandlung.

Nicht nur das Gesicht veränderte sich und zeigte sein wahres Aussehen, das gleiche geschah auch mit dem Körper. Ich konnte mir aussuchen, wohin ich zuerst schaute. Da ich es bei den Kreaturen der Finsternis so gewohnt war, nahm ich mir das Gesicht vor.

Die Haut war dünn geworden. Dahinter bewegte sich etwas wie jenseits eines hauchzarten Gardinenstoffs.

Was bewegte sich dort?

Es krabbelte durcheinander. Es war einfach widerlich und eklig. WÜRMER!

Ich schüttelte mich, als ich diesen Wirrwarr sah. Eklige und widerliche Würmer, die den Körper bildeten. Sie waren grauenhaft, sie waren schleimig, sie klebten zusammen, sie wanden und drehten sich, sie bildeten in ihrer Form eben diesen Körper.

Aber nicht nur im Gesicht. Der gesamte Körper bestand in seinem Innern nicht aus Fleisch, Blut und Sehnen, sondern nur aus Würmern, die noch hinter der dünnen Haut lagen.

Ich ahnte, was geschehen würde. Irgendwann würde die dünne Haut dem inneren Druck nicht mehr standhalten können und platzen. Dann würden die Würmer wie ein gewaltiger Schwall über uns oder nur über mich hinwegwirbeln und sich vielleicht wie unzählige kleine Nägel in meine Haut bohren.

»Du mußt meine Tochter vernichten!« hörte ich die Stimme des Vaters. »Töte sie!«

Das wollte ich auch!

Mein Kreuz hatte ich gezogen, ohne es eigentlich richtig zu merken. Ich hielt es in der rechten Hand, und urplötzlich, noch bevor die Haut platzen konnte, stürzte ich mich auf dieses Wesen. Ich hatte das Gefühl, gegen einen mit Luft gefüllten Sack zu prallen und rammte die Hand mit dem Kreuz irgendwo in das Gesicht der Kreatur.

Ich hätte es auch noch aktivieren können, was aber nicht nötig war. Plötzlich brach das Gebilde vor mir auseinander. Es war regelrecht explodiert, und ich rechnete eigentlich damit, von einer Armee von Würmern überfallen zu werden.

Das trat glücklicherweise nicht ein, denn die Kraft meines Kreuzes reagierte wie ein blitzender Feuerstoß ohne Flamme. Es vernichtete

die umherschwebenden Würmer mit blitzenden Strahlen. Es schleuderte sie zusammen, es ließ nicht einmal mehr einen Rest zurück.

Es war vorbei. Ich spürte nur mehr einen eisigen Lufthauch, der über mein Gesicht strich, als wäre es der letzte Gruß der Urbösen, der mich noch einmal streifte.

Dann drehte ich mich um.

Zacharias nickte mir zu. Aus dem Hintergrund der gewaltigen Höhle hörte ich die Schüsse, dachte für einen Moment an Shao und Suko, aber die Stimme des Alten riß mich von diesen Gedanken fort.

»Du hast deine Aufgabe letztendlich erfüllt, John Sinclair! Meine Tochter ist tot. Der Fluch ist damit gelöscht!«

Ich spürte auch sofort, was er damit meinte, denn von meiner linken Handfläche wischte ein Schatten weg und kam nicht mehr wieder. Gleichzeitig bewegte sich die Erde unter meinen Füßen. Der Fels rutschte zusammen, überlaut hörte ich das Ticken des Metronoms und wußte, daß man mich wieder hinein in den Zeitstrom zerrte.

Nicht nur mich.

Auch Suko und Shao packte diese Kraft. Sie schleuderte uns aus dieser Welt heraus und wieder hinein in die normale, denn als wir wieder klar denken konnten, standen wir in der Halle eines leeren Hauses, in dem wohl so schnell kein Mensch mehr leben würde…

»Geträumt haben wir es nicht«, sagte Shao.

»Das stimmt.« Suko lächelte, nahm seine Freundin in die Arme und sagte: »Du hast dich tapfer geschlagen.«

»John aber auch.«

Ich drehte mich ihnen zu. »Ich soll mich tapfer geschlagen haben? Nein, ich habe doch nichts getan.«

»Erica ist nicht mehr, und Zacharias…«

Ich winkte ab. »Laß es, Suko, und lassen wir ihn in seinem Reich. Er ist ein Bruder unseres Druiden-Freundes Guywano. Als Herr der Legenden ist er in dieser Gegend bekannt geworden, als Herr der Legenden soll er auch bleiben.«

»Einverstanden.« Dann fragte er: »Willst du noch hier im Haus bleiben?«

»Wie käme ich dazu?«

»Dann laß uns fahren! Komischerweise fühle ich mich fit.« Er hob die Schultern. »Muß wohl an der frischen Seeluft liegen.«

»Oder an mir«, sagte Shao. »Ich wirke schließlich auf Männer wie eine Frischzellenkur. Je früher man damit anfängt, um so besser.«

Lachend verließen die beiden das Haus. Ich folgte ihnen mit langsamen Schritten, schaute dabei auf meine Hand, um festzustellen, daß es den Fluch tatsächlich nicht mehr gab.

Darüber war ich verdammt froh…

ENDE des Zweiteilers